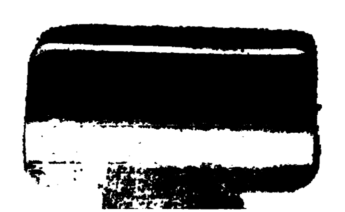


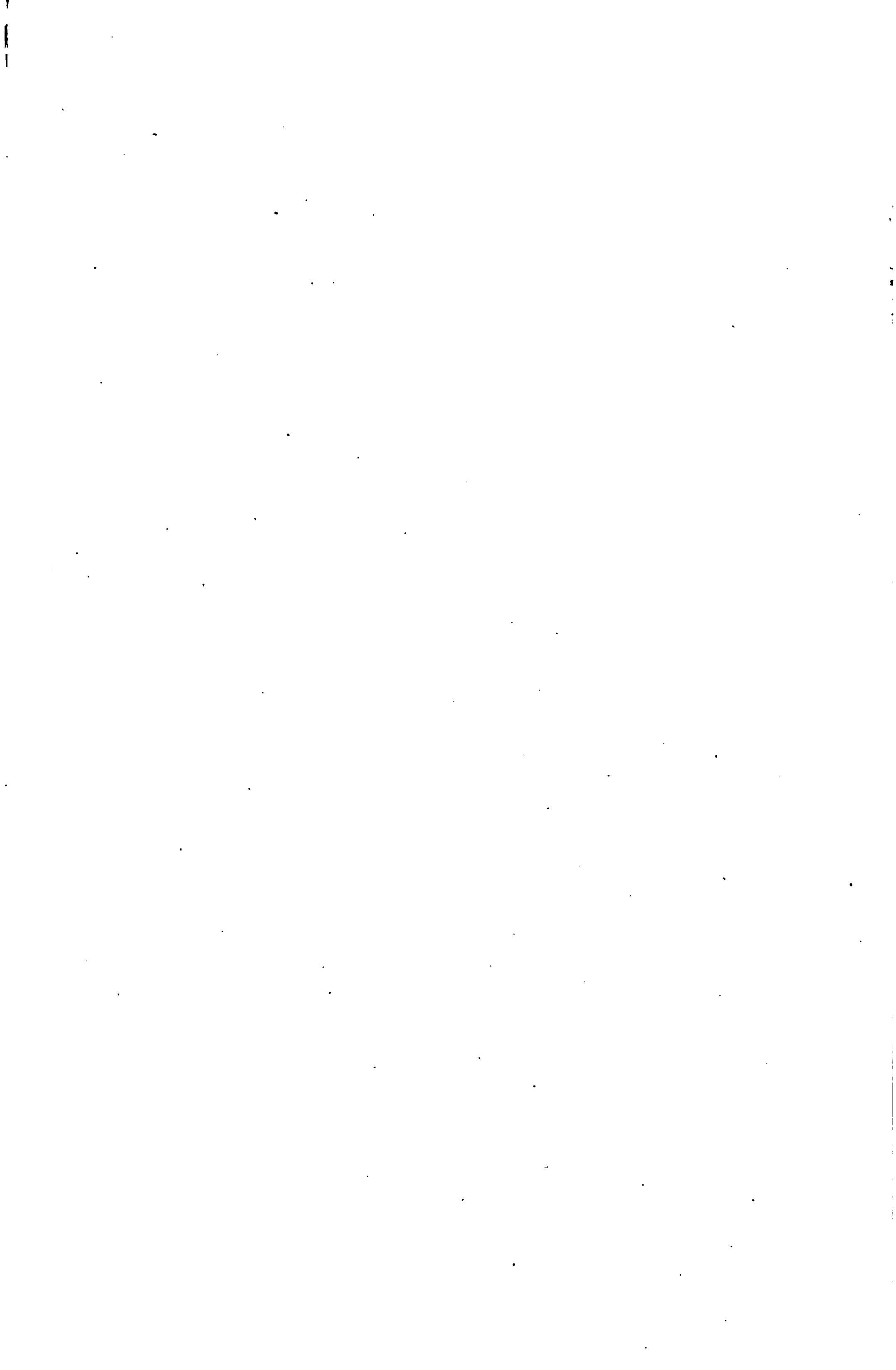
…oi'sches Christentum.

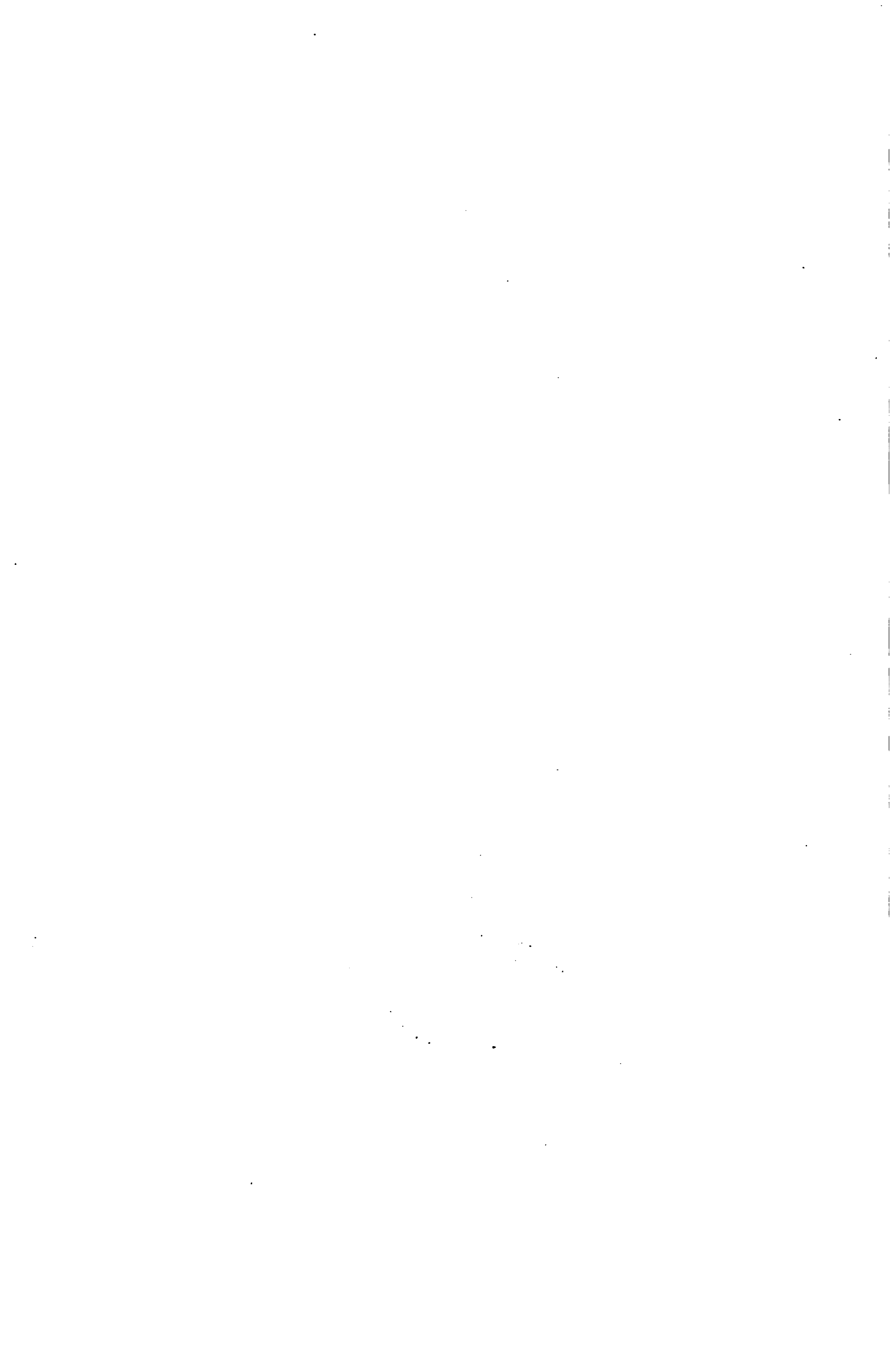
Von

Bruno Finger.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1902.







Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XXVII. Heft 7.

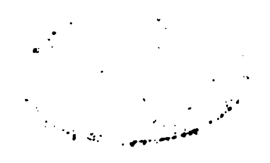
Tolstoi'sches Christentum.

Von

Bruno Finger.



Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1902.





Unter den Schriftstellern fremder Zunge, die gegenwärtig bei uns in Deutschland einen großen Leserkreis haben, ragt um Hauptes-länge hervor der Russe Graf Leo Tolstoi.[1]) Ein neues Buch aus seiner Feder bedeutet für einen nicht geringen Teil der gebildeten deutschen Leserwelt geradezu ein Ereignis. Zahlreiche Übersetzer, deren gutem Willen leider nicht immer ein gleich gutes Können entspricht, wetteifern darin, jedes neu erscheinende Tolstoi'sche Buch möglichst rasch den deutschen Lesern zugänglich zu machen. Zahlreiche Verleger überbieten sich in billigen, leider oft recht willkürlich gekürzten Ausgaben seiner Werke. Das Bild des russischen Grafen im russischen Bauernkittel mit den groben bäurischen und doch durchgeistigten Zügen, die als hervorstechendste Eigenschaften tiefen Ernst und eiserne Energie erkennen lassen, ist in immer neuer Reproduktion fast zum Inventarstück unserer illustrierten Familienblätter geworden. Beigegebene Schilderungen des merkwürdigen Lebens und Treibens dieses wunderlichen Heiligen auf seinem einsamen Gut Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula versagen, wie oft auch wiederholt, ihre Anziehungskraft nie. Kurz Tolstoi ist für das gebildete Deutschland so ziemlich das, was man eine populäre Persönlichkeit nennt. Was er in Rußland und für Rußland ist, mag uns ein in Rußland lebender Franzose sagen. „Man versichert mir," schreibt der Vicomte de Vogüé, „daß Tolstois Wirken ein ausgebreitetes und heilsames ist, daß um ihn herum Wunder geschehen, wie man deren nur in Rußland erlebt, daß die Sitten der ersten Christen wieder aufleben. Tag für Tag erhält er Briefe von Unbekannten: Steuerpächter, pflichtvergessene Staatsdiener, Zöllner mit einem Worte, legen übel erworbene Gelder in seine Hand;

[1]) Zu vrgl. Jahrg. XXVI der Zeitfragen, Heft 198: „Tolstoi und der Patriotismus." D. Ltg.

junge Leute unterstellen sich seiner Führung; Frauen, die gefehlt haben, flehen ihn um Hilfe und Rat an." In Rußland also ist er mehr als populär, ist er geradezu ein Licht, auf das die Augen vieler gerichtet sind und von dem eine unleugbar heilsame und bessernde Wirkung in weite Volkskreise hinein ausstrahlt.

In der That unterliegt es keinem Zweifel, daß wir es in Tolstoi mit einer bedeutenden und bedeutsamen Persönlichkeit zu thun haben. Wie man immer über ihn denken mag, — und das Folgende wird zeigen, daß wir ihm nicht unbedingte Gefolgschaft leisten können — dreierlei werden auch seine ausgesprochensten Gegner ihm nicht absprechen können, nämlich ein hohes dichterisches Können, einen gewaltigen sittlichen Ernst und eine tadellose Aufrichtigkeit und Lauterkeit der Gesinnung. Von dem ersten, dem Dichter Tolstoi, nur ein paar Worte, da uns hier nur der Christ Tolstoi interessiert. Aber etwas muß doch auch von jenem hier gesagt werden, um so mehr, als der Dichter Tolstoi sich von dem Christen und Menschen Tolstoi gar nicht trennen läßt. Tolstoi ist aus einem Guß. Er schreibt, wie er ist, und er ist, wie er schreibt. So einfach und durchsichtig wie er selbst, so einfach und durchsichtig sind auch seine Erzählungen, Novellen und Romane. Da ist keine künstliche, von wer weiß woher geholte Fabel; da ist keine spannende Handlung; da ist keine mühsam gesuchte Verknüpfung und Wiederauflösung der Fäden — kurz da ist nichts, was wir sonst in Werken dieser Gattung zu suchen und zu finden gewohnt sind. Und doch ist viel darin, nämlich eine feine, ebenso klare als wahre Seelenmalerei, die allen seinen Gestalten, so wenig uns von ihrem Äußeren gewöhnlich auch gesagt wird, doch lebendiges Fleisch und Blut verleiht. Tolstoi ist ein großer Seelenkenner. Von früh auf gewohnt, sich selbst zu beobachten, sein eigenes Herz zu belauschen, alle Regungen seiner Seele zu analysieren und bis in ihre feinsten Vibrationen zu verfolgen, hat er es in der hohen Kunst der Seelenanalyse und Seelenkenntnis überhaupt außerordentlich weit gebracht. Die kleine Erzählung, „Der Herr und sein Knecht", die uns mit den denkbar geringsten künstlichen und künstlerischen Mitteln nicht bloß erzählt, nein miterleben läßt, wie ein in Selbstsucht verknöcherter Kaufmann im Graus einer russischen Winternacht eine innere Umwandlung durchmacht und zum selbstlosen, das eigene Leben nicht

schonenden Retter seines Knechtes wird; sein jüngster Roman, „die Auferstehung" betitelt, eine Bekehrungsgeschichte von wunderbarer Feinheit, die uns die Metamorphose eines gewissenlosen Verführers in den gewissenhaftesten Retter seines verführten Opfers greifbar vor Augen stellt — sind Beweise für die bei aller Einfachheit doch große Kunst des Seelenkenners Tolstoi. Und wie seine Einfachheit und Schlichtheit, so spiegeln auch seine Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit sich in seinen Werken wieder. Ohne Schminke und Schönheitspflästerchen präsentieren sich uns seine dichterischen Gestalten. Ehrlich deckt er an den Guten auch ihre schwachen Seiten auf, eben so ehrlich aber auch an den Bösen ihre guten Seiten. Helden, die gleichsam fleischgewordene Engel sind, Bösewichte, die direkt der Hölle entstammen: solche Phantasiegebilde mag man anderswo suchen, bei Tolstoi findet man sie ebenso wenig, wie man sie im Leben findet. Das Größte und Schönste an seinem Dichten aber ist der tiefe sittliche Ernst, der sich durch alles hindurchzieht. Vermöge dieses sittlichen Ernstes vermag er auch heikle Dinge so zu erzählen, daß sie alles Schlüpfrige verlieren. Tolstoi will überhaupt nicht unterhalten, er will immer ethisch belehren und bessern. Diese Tendenz, die übrigens in seinen Dichtungen zwar deutlich und unverkennbar, aber keineswegs aufdringlich und störend zu Tage tritt, beherrscht ihn in einem solchen Maße, daß er gerade deshalb seine künstlerischen Arbeiten selbst sehr gering bewertet. Ihre Wirkung ist ihm, eben weil sie nur indirekt und verhüllt belehren und bessern und dadurch Gutes stiften können, mehr als zweifelhaft. Jede Handarbeit, wodurch direkt etwas Besserndes, dem Nächsten Frommendes gethan wird, steht ihm höher als die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit. „Meine wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten" — sagt er selbst — „können für andere nützlich sein, sie können es aber auch nicht sein (in den meisten Fällen sind sie es nicht), sie können ganz nutzlos und sogar schädlich sein. Wie kann ich mich nun mit solchen Arbeiten beschäftigen, deren Nutzen höchst zweifelhaft ist, während doch in meiner Nähe eine zahllose Menge von Dingen vorhanden ist, die für andere zweifellos nützlich sind. Ich kann z. B. für den Ermüdeten eine Last tragen, kann für einen kranken Bauer den Acker pflügen, kann eine Wunde verbinden u. s. w. Dies alles sind zweifellos

nützliche Dinge, und ein aufrichtiger Mensch kann nicht umhin, sie Beschäftigungen vorzuziehen, die von zweifelhafter Nützlichkeit sind." Damit stimmt zusammen, was jener schon einmal zitierte französische Schriftsteller uns berichtet, nämlich daß Tolstoi aufbrause, wenn man ihm von seinen Romanen spreche. Wenn aber ebenderselbe dem die Schusterahle handhabenden Tolstoi zuruft: „Schöpfer von Meisterwerken, das ist dein Handwerk nicht!" — so stimme ich wenigstens dem Mahner unbedingt bei in der Überzeugung, daß Tolstoi von sich als ethischem Dichter zu wenig und von sich als praktischem Moralisten zu viel hält.

Doch damit sind wir zu dem Moralisten und ebendamit zugleich auch zu dem Christen Tolstoi gekommen. Denn der Christ Tolstoi ist Moralist, nur Moralist und nichts weiter. Moral und zwar die Moral, die sich in den Schriftworten ausspricht: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch", und „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" — diese Moral ist ihm alles, nicht bloß Moral, sondern zugleich Religion, Frömmigkeit, Glaube, Erkenntnis, Lebenssinn, Lebenszweck, Lebenslohn, kurz alles in allem und alles in Einem. Sehen wir uns seine Lehre, die mit dem Anspruch auftritt, die christliche zu sein — bezeichnender Weise liegt der Gedanke, daß das Christentum noch etwas anderes sein könne, als bloße Lehre, ganz außerhalb seines Gesichtskreises — sehen wir uns diese Lehre zunächst einmal näher an. Am ausführlichsten und zusammenhängendsten finden wir sie ausgeführt in seinem Buche, das sich „Kurze Darlegung des Evangelium" nennt. Dies Buch bietet eine Evangelienharmonie, eine fortlaufende Zusammenstellung des Textes der vier Evangelien, aber nicht in wörtlicher Anführung, sondern in einer Umschreibung, die gleichzeitig den Gedankeninhalt herauszuschälen bemüht ist. Beide, die Zusammenstellung sowohl wie die Umschreibung, lassen an Willkür nichts zu wünschen übrig. Jene läßt einfach alles Geschichtliche im Leben Jesu, z. B. seine Geburt, seine Wunder, seinen Tod, seine Auferstehung u. s. w. unberücksichtigt, weil das alles — um mit dem Verfasser selbst zu reden — „keine Lehre an sich enthalte und lediglich Ereignisse schildere, die sich vor, während und nach der Predigt Jesu zutrugen" — ein Tolstoi'scher Grundirrtum, den als solchen nachzuweisen, später unsere Aufgabe

sein wird. Diese, die Umschreibung, ist nicht nur frei überhaupt, sondern so frei, daß sie vor keiner Umwertung der in den Worten Jesu gegebenen Werte, wenn Tolstois vorgefaßte Meinung das verlangt, irgendwie zurückschreckt. Eingeteilt hat er diese Evangelienharmonie in 12 Kapitel, die vom 1. Kapitel des Johannesevangeliums als Prolog und vom 1. Kapitel des 1. Johannesbriefes als Epilog eingerahmt sind. Die Überschriften dieser 12 Kapitel sagen uns am kürzesten und besten, was Tolstoi als seine und zugleich als christliche Lehre angesehen wissen will. Sie lauten: Kap. I: „Der Mensch ist ein Sohn Gottes, nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste" — dasselbe also, was die christliche Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen besagt. Kap. II: „Darum muß der Mensch nicht dem Fleische, sondern dem Geiste dienen" — nicht sich, sondern Gott leben, nicht seinen Willen, sondern den Willen Gottes thun. Kap. III und IV sind nur eine Wiederholung des Gesagten. Kap. V: „Die Erfüllung des Willens des Vaters wird das wahre Leben geben", oder wie Kap. VII das ausdrückt: — Kap. VI bringt nichts Neues hinzu — „Die wahre Speise des Lebens ist die Erfüllung des Willens des Vaters und die Vereinigung mit ihm." Kap. VIII: „Und darum lebt der Mensch wahrhaft, wenn er sich nährt von der Erfüllung des Willens des Vaters und abläßt von allen Gedanken an das Vergangene und Zukünftige" — will sagen, wie Kap. IX und X weiter ausführen: Der Mensch soll nicht rückwärts sehen auf das, was gewesen ist, etwa auf seine Irrtümer und Verfehlungen, auch nicht vorwärts auf das, was sein wird, etwa auf Tod, Gericht, Lohn oder Strafe, sondern er soll dem Jetzt leben und dem, was im Jetzt bezüglich der Erfüllung des Willens Gottes seine nächste Pflicht ist. Die soll er thun, dann ist er los vom Bösen, dann ist er eins mit Gott, dann lebt er wahrhaft, lebt im zeitlichen Leben ein ewiges Leben. Kap. XI: „Das persönliche Leben ist ein Trug des Fleisches, ist das Böse. Das wahre Leben ist das, das allen Menschen gemeinsam ist" — mit anderen Worten: das Fürsichsein und Fürsichleben des Menschen, die Selbstsucht also, ist die einzige Sünde, die es giebt, weil sie dem einen Willen Gottes widerspricht, daß alle für alle da sein und alle allen Gutes thun, also kein persönliches, sondern ein gemeinsames Leben führen sollen. Kap. XII:

„Und darum giebt es für einen Menschen, der kein persönliches, sondern ein gemeinsames Leben im Willen des Vaters lebt, kein Böses. Der fleischliche Tod ist die Vereinigung mit dem Vater."

Das ist die Lehre Tolstois. Lassen wir sie ihn selbst noch einmal kurz zusammenfassen: „Mein Leben, das ich mir als mein eigenes, zu meinem Genuß gegebenes denke, gehört in Wahrheit nicht mir, sondern dem, der es mir gab und der mich in diese Welt sandte, damit ich seinen Willen erfülle. Die Bedeutung meines Lebens liegt daher nicht in meinem persönlichen Wohl, sondern in der Erfüllung des Willens dessen, der mich gesandt hat, eines Willens, der darin besteht, die Liebe in mir und in andern Menschen zu vermehren. Darin besteht mein Leben und mein Heil und das aller Menschen. Dies ist, am einfachsten ausgedrückt, der Sinn von Christi Lehre, wie ich ihn verstehe."

So Tolstoi. Fragen wir nun: Ist das christliche Lehre? — so müssen wir zweifellos Ja antworten; fragen wir aber: Ist das die ganze christliche Lehre, ist das der ganze Inhalt der christlichen Religion? — so werden wir ebenso zweifellos Nein antworten müssen. Nein, nicht einmal ein Abriß und Umriß der christlichen Lehre ist uns damit gegeben, sondern nur ein Ausschnitt daraus und zwar ein Ausschnitt, den wir keineswegs als den wesentlichsten, als spezifisch christlich anerkennen können. Zur Rechtfertigung dieser Ansicht sei hier nur darauf hingewiesen, daß das, was Tolstoi als Lehre Christi bezeichnet, sich in allem Wesentlichen bei den verschiedensten Weltweisen und Religionsstiftern vor Christo als Lehre vorfindet, also unmöglich etwas Christo Eigentümliches sein kann. Fragen, um die kein Christ herum kann, wie die: Wer war Christus selbst? In wessen Auftrage und kraft welcher Autorität hat er gelehrt? Was ist von seinen Wundern, von seiner Auferstehung zu halten? Wie steht's um die Urkunde des Christentums, um die Bibel? Wie viel Glaubwürdigkeit kommt ihr zu, wie viel nicht? — solche und ähnliche Fragen, auf die man doch von einer christlichen Lehre Antwort, ja, weil es grundlegende Fragen sind, zuerst Antwort erheischen muß, bleiben hier vollständig offen. Geht man mit solchen Fragen Tolstoi zu Leibe, so dreht er einfach den Spieß herum und antwortet statt mit Antworten mit Gegenfragen: Ist die Lehre, die ich im Namen des Christentums verkündige, göttlich

oder nicht? Frage dein Gewissen, und es wird dir antworten: Ja, sie ist göttlich, so und nicht anders muß ich leben, wenn ich Gott gefallen und dem Göttlichen in mir genügen will. Ist sie aber göttlich, was fragst du dann, wer Christus war? Mag er doch gewesen sein, wer und was er will, mag er selbst ein bloßer Name und nichts weiter sein, mag er Wunder gethan haben oder nicht, mag er auferstanden sein oder nicht, für seine Lehre trägt das gar nichts aus. Sie wird nicht mehr und nicht weniger dadurch. Sie bleibt, was sie ist, göttlich. Und was fragst du, was von der Bibel zu halten ist und ihrer Glaubwürdigkeit? Genug, daß diese Lehre darin steht, die ihre Glaubwürdigkeit aus göttlicher Beglaubigung deutlich an der Stirn trägt. — Damit sind solche Fragen prinzipiell für ihn abgethan. Bliebe er nun bei dieser prinzipiellen Ablehnung stehen, so wäre das ein Standpunkt, mit dem man sich zur Not aussöhnen könnte, ja der in seiner energischen Selbstbeschränkung etwas Imponierendes hätte. Leider aber hindert ihn diese Stellungnahme keineswegs, alle solche Fragen gelegentlich aufs deutlichste zu beantworten und zwar in einer Weise, die weder neu noch wirklich ausreichend ist. Christus ist ihm ein Mensch, wie jeder andere Mensch, der weder Wunder gethan hat noch auferstanden ist, gewiß ein gottbegnadeter Lehrer, aber weiter nichts. „Christus ist für mich" — sagt er selbst — „und — verzeiht mir — auch für euch und alle Menschen nicht das, was wir uns von ihm vorstellten, sondern das, was er in Wirklichkeit ist — ein großer Lehrer des Lebens, der vor 1800 Jahren lebte, am Kreuze starb und zwar eines ebenso wirklichen Todes starb, wie alle anderen Menschen, und der uns eine Lehre hinterließ, die unserem Leben Sinn und Heil verleiht." Und an anderem Ort: „Mögen wir sagen, was wir wollen, das Wort Christus bleibt für uns das, was es ist, ein Wort, das zur Bezeichnung des Menschen dient, dem eine gewisse Lehre zugeschrieben wird und weiter nichts." Eine deutliche Antwort, die leider nur die Frage, wie gerade dieser eine große Lehrer des Lebens unter vielen anderen zu seiner göttlichen Lehre kam, und die andere, ob dieser eine große Lehrer zugleich auch der größte ist oder ob noch größere kommen können, die noch göttlichere Lehren zu verkündigen wissen als er — also die Fragen nach dem göttlichen Ursprung, der göttlichen Beglaubigung und der bleibenden

Superiorität des Christentums völlig unbeantwortet läßt. Auch mit der Bibel findet er sich in gleicher Weise ab. Sie ist ihm ein Machwerk, bei dessen Herstellung es ganz und gar nicht göttlich, sondern im Gegenteil höchst menschlich zugegangen ist, das nur verlorene und versprengte Reste der eigentlichen christlichen Lehre enthält, fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt durch den Schlamm der kirchlichen Tradition, mit dem sie von Pauli Zeit an, der die Lehre Christi schon nicht mehr recht verstanden habe, überflutet wurde. Als Tolstoi an dieses Buch herantrat, um darin nach dem Sinn des Lebens zu suchen, befand er sich nach seinen eigenen Worten „in der Lage eines Mannes, der einen Sack voll stinkenden Schmutzes erhalten und nach langer Überwindung und Mühe erst gefunden hätte, daß in diesem mit Schmutz vollgepropften Sacke in Wirklichkeit unschätzbare Perlen lägen; der verstanden, daß er nicht schuldig sei an seinem Widerwillen gegen den stinkenden Schmutz und auch die nicht schuldig, vielmehr der Liebe und Achtung wert, die diese Perlen mitsamt dem Schmutze gesammelt und bewahrt hatten; der immerhin aber nicht weiß, was er mit solchen Kostbarkeiten, die er mit Schmutz vermischt gefunden, anfangen solle. Ich befand mich — fährt er fort — im peinlichsten Zustande bis auf den Tag, da ich mich überzeugte, daß die Perlen nicht eins seien mit dem Schmutze, daß sie gereinigt werden können." Und weiter sagt er, ein anderes, weniger anrüchiges Gleichnis brauchend: „Ich befand mich in der Lage eines Mannes, der eine zertrümmerte Bildsäule zusammensetzt. Anfangs mögen noch Zweifel obwalten, ob dieses oder jenes Stück ein Teil eines Beines oder Armes sei; sind aber erst die Beine zusammengesetzt, dann nun gehört das Stück gewiß nicht länger zu einem solchen, und paßt das Stück nun obendrein mit einem andern seitlich aneinander und fällt es mit allen Linien seines Bruches mit einem Stücke unterwärts zusammen, dann kann ferner kein Zweifel obwalten. Dies erfuhr ich in dem Maße, als meine Arbeit fortschritt." Wiederum deutlich genug, aber wer bürgt dafür, daß die Perlen, welche Tolstoi aus dem besagten Sacke voll Schmutz herausgelesen hat, alle oder auch nur die besten sind; wer bürgt dafür, daß das Bildwerk, das er sich zusammengesetzt, ein wirklich getreues Abbild der christlichen Religion ist, daß er nicht doch vielleicht sich geirrt und Beine und

Arme, oben und unten, Haupt- und Nebensache verwechselt hat? Nicht jeder versteht sich auf echte Perlen, nicht jeder auf Restaurierung einer zertrümmerten Bildsäule. Woher nimmt Tolstoi den Anspruch, daß gerade er solch ein Kenner und Künstler ist?

Genug. Wir sehen, wir haben es hier im wesentlichen mit nichts anderem zu thun, als mit einer Neuauflage des so oft und viel aufgelegten Rationalismus, einer Neuauflage, die sich nicht einmal rühmen kann, eine vermehrte und verbesserte zu sein. Denn nicht einmal die übliche rationalistische Trias: Gott, Tugend, Unsterblichkeit bleibt bei Tolstoi übrig. Er kennt — um das gleich hier zu sagen — keine Unsterblichkeit in christlichem Sinne, kein persönliches Fortleben nach dem Tode, sondern nur ein unpersönliches Aufgehen und Zurückkehren in den Ursprung des Lebens, in Gott. Damit könnten wir diese Darlegung des Tolstoischen Christentums beschließen, denn gegen den Rationalismus, diesen alten Feind des Christentums und der Religion überhaupt, ist so viel gesagt worden, daß jedes weitere Wort erübrigt. Und doch würden wir Tolstoi ganz und gar nicht gerecht werden, wollten wir ihn auf diese Weise kurzer Hand abthun. Auch ist er eine viel zu liebenswürdige Persönlichkeit, als daß man ihm gegenüber kalt und gleichgültig bleiben könnte. Mutet uns sein Rationalismus auf den ersten Blick auch keineswegs original, sondern im Gegenteil recht trivial und abgestanden an, zweierlei ist doch daran, was Tolstoi eigentümlich ist und ihn hoch über die Masse der vulgären Rationalisten hinaushebt. Das ist einmal der Weg, auf dem er zu seiner Lehre gekommen ist, und zum andern die unerbittliche Energie, mit der er aus dieser Lehre auch die äußersten Konsequenzen zieht und zwar nicht bloß für andere, sondern für sich selbst zieht und in seinem eigenen Leben zum Ausdruck bringt. Den Weg, der ihn zu seiner Auffassung des Christentums geführt, hat er des öfteren beschrieben, sowohl in seinen Selbstbekenntnissen, als auch in seinen Romanen. Besonders der Roman „Anna Karenina" giebt uns in einer seiner Hauptgestalten, dem russischen Notabeln und Großgrundbesitzer Lewin, ein getreues Abbild des Autors selbst, seines Werdens und Wachsens, seines Suchens, Irrens und Findens. Es ist nicht der gewöhnliche Weg kalter, verstandesmäßiger Kritik, die mit erbarmungsloser Hand die Wunder-

blume des Christentums zerpflückt und nachdem sie Blüten und Blätter und damit Duft und Farbe heruntergerissen hat, vor dem kümmerlichen Rest der christlichen Moral notgedrungen Halt macht, weil daran schon anstandshalber nichts zu zerpflücken ist — nicht der Weg der Strauß und Renan und ihrer Mitläufer und Nachfolger. Der Tolstoi'sche Weg ist ein anderer. Der Tolstoi'sche Weg ist der lange, mühsame und beschwerliche Weg einer irrenden, aber den Sinn des Lebens mit allem Ernst und Eifer suchenden Seele. Von Hause aus ernst und nachdenklich angelegt, verbringt Tolstoi dennoch seine Jugend ganz nach Art der russischen jeunesse dorée in sinn- und gedankenlosem Lebensgenuß. Angeekelt davon und hungernd nach irgend einer Arbeit und Selbstbethätigung wird er Soldat. Aber das wüste Kriegsleben gewährt ihm ebensowenig Befriedigung wie sein vorheriges Genußleben. Er zieht den Soldatenrock aus und widmet sich der Verwaltung seiner Güter. Aber auch dabei wird er seines Lebens nicht froh. Die Reformen, die er zur Hebung des russischen Bauernstandes ins Werk zu setzen sich gedrungen fühlt, werden mißverstanden und mißlingen. Die Frage, wozu bin ich eigentlich auf der Welt, fängt an, ihn immer mehr zu quälen. Seine schriftstellerischen Arbeiten helfen ihm nicht darüber hinweg. Der Gedanke an eine Beteiligung am russischen Staatsleben und politischen Parteitreiben und damit an einen größeren Wirkungskreis hat wegen der Selbstsucht, Korruption und Verlotterung, die auf diesem Gebiete seine scharfen Augen überall entdecken, nicht das geringste Verlockende für ihn. Die russische orthodoxe Kirche, erstarrt und verknöchert in toten kirchlichen Formen, stößt ihn ab. So lebt er dahin und weiß nicht, wozu er lebt. Der Gedanke an den Tod, an das Ende, das nur zu bald kommen und ihn aus dem Lande der Lebendigen herausreißen kann, ehe er begriffen, was er eigentlich in diesem Lande gewollt und gesollt hat, tritt hinzu und macht seinen Zustand noch quälender. Die Bücher, die Schriften der Philosophen zumal, auf die er sich mit heißer Begier stürzt, lehren ihn vieles, nur das nicht, was er wissen will und wonach seine Seele dürstet. Schon ist er ganz zergrübelt, ganz verzweifelt, ja dem Selbstmord nahe — da fällt ihm das alte Bibelbuch in die Hand. Er versenkt sich hinein und siehe da: was er so lange gesucht hat, ist gefunden. Das Rätsel des Lebens hat

sich ihm gelöst. Was er schon lange im Stillen mit sich herumgetragen, was er wohl geahnt und gefühlt, aber nicht in klare Worte zu fassen gewußt hatte, hier findet er es deutlich ausgesprochen und unzweifelhaft bestätigt. Lebe nicht dir, sondern lebe deinen Brüdern, dann lebst du Gott, lebst wahrhaft, lebst ewig und bist dem Tode entronnen: das ist der Sinn des Lebens, das die Antwort auf die Frage: Wozu bin ich in der Welt? Auf diesem Wege ist Tolstoi zu Christus gekommen. Es ist ein ähnlicher Weg, wie Luther ihn gegangen ist. Nur daß bei dem tief religiös angelegten Luther die Frage, die ihn ins Kloster, an den Rand der Verzweiflung und schließlich in die Bibel trieb, die Frage war, welche alle anderen Fragen in sich schließt: Was muß ich thun, daß ich selig werde? — während der minder tiefe und von Hause aus mehr aufs Ethische gerichtete Tolstoi bei der Unterfrage stehen blieb: Was muß ich thun, daß ich hier auf Erden nicht umsonst lebe? Ist aber der Wert, den er auf diese Weise gefunden hat, auch nur ein Unter- und Nebenwert — was auf solchem Wege ehrlichen Suchens und Ringens erworben ist, hat immerhin Anspruch auf unsere Achtung und Anerkennung. Ebenso achtungswert nun, wie dieser Weg, auf dem Tolstoi den ihm über alle Zweifel erhabenen Sinn des Lebens gefunden hat, ist die Energie, mit der er den gefundenen Wert sofort verwertet und nicht bloß ins Wort, sondern in die That übersetzt. Mit eiserner und unerbittlicher Konsequenz leitet er aus dem Lebensgesetz: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst! Folgerungen ab, die weit über alles hinausgehen, was die übliche Schriftauslegung und Moral daraus zu folgern gewohnt ist — Folgerungen und Forderungen, die uns zum großen Teil überchristlich, ja unchristlich erscheinen müssen, die aber doch, weil ein ehrlicher Mann sie zieht und aufstellt, dem es mit dem, was er schreibt, bitterer Ernst ist, etwas Imponierendes haben. Am allermeisten aber imponiert das, daß Tolstoi das, was er lehrt, auch lebt, und wenn es auch nicht schwer fällt, ihm hier einige Inkongruenz und Inkonsequenz nachzuweisen, — daß er seine Lehre wenigstens zu leben versucht und dabei ziemlich bis an die Grenze des Menschenmöglichen geht, ist immerhin der Achtung und Anerkennung wert.

So angesehen zeigt Tolstois Lehre doch ein wesentlich anderes

Gesicht als das des gewöhnlichen Rationalismus und kann Anspruch darauf erheben, daß alle, die an christlichen Fragen ein lebhafteres Interesse nehmen, sich eingehender mit ihr beschäftigen. Wie ein bedeutender Geist und lauterer Charakter das Christentum auffaßt, das nachzudenken und nachzuprüfen, kann niemals, mag diese Auffassung auch noch so irrig sein, ganz frucht- und gewinnlos bleiben. Im Folgenden soll nun versucht werden, die Grundirrtümer des Tolstoischen Christentums aufzudecken, um alsdann die einzelnen Forderungen zu würdigen, die Tolstoi im Namen dieses Christentums glaubt aufstellen zu müssen.

Schon eingangs haben wir auf die Einseitigkeit aufmerksam gemacht, mit welcher Tolstoi die christliche Religion als eine bloße Lehre, die Bibel als einen bloßen Moralkodex und Christum als einen bloßen Lehrer und Moralprediger auffaßt, dessen Leben höchstens als Illustration für seine Lehre in Betracht komme, sonst aber ganz belanglos sei. Hier liegt in der That die Wurzel aller Tolstoi'schen Irrtümer. Nein, Christus ist nicht gekommen, um zu lehren, sondern um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, und das nicht durch seine Lehre, sondern durch seine Person. Dafür ist nichts so beweisend als das bloße Dasein des Markusevangeliums, dieser Hauptquelle der urapostolischen Theologie. Wäre es die Meinung der Verfasser unserer Evangelien, das Christentum beruhe wesentlich auf der Lehre Jesu, und wäre ihre Hauptabsicht, Jesum als Lehrer darzustellen, so würde die Entstehung des Markusevangeliums einfach unbegreiflich bleiben. Denn dies Evangelium enthält so gut wie gar keine Lehre, sondern ist eine bloße Lebensgeschichte Jesu — ein deutlicher und unzweifelhafter Beweis, daß im Vordergrunde des Interesses der urchristlichen Gemeinden ausschließlich und allein die Person Jesu Christi stand. Und die andern Evangelien, obwohl sie neben dem Leben Jesu auch seine Lehre bieten, widersprechen dem keineswegs. Gewiß hat Jesus danach auch gelehrt, aber der Mittelpunkt seiner Lehre ist nach ihrer übereinstimmenden Aussage nicht irgendwelche Moral, sondern er selbst, seine eigene Person gewesen. Von sich hat er gelehrt, zu sich gerufen und geladen, sich immer in den Vordergrund gestellt, sei es als den Fels des Heils sei es als den Stein des Anstoßes. Die Frage: Wer sagen die Leute, daß des Menschen-

sohn sei? — nicht, was halten sie von seiner Lehre? — ist ihm so wichtig, daß er den, der sie richtig beantwortet, selig preist, seine Erkenntnis auf direkte Offenbarung Gottes zurückführt und seinen Glauben als das Fundament bezeichnet, auf dem allein seine Gemeinde sich erbauen und sicher ruhen kann (Matth. 16, 13—18). Glauben an ihn selbst und nicht an seine Lehre hat er gefordert mit solcher Ausschließlichkeit, daß nicht der geringste Zweifel obwalten kann, daß ihm alles darauf ankam, die Menschen zu seiner Person in die rechte Stellung zu bringen. Und das alles deshalb, weil er sich bewußt war, daß er nicht dazu da sei, der Welt ein paar Moralvorschriften zu übermitteln, sondern daß sein Lebenswerk ein viel höheres und größeres sei, ein Werk, das er nur mit Einsetzung seiner ganzen Person einschließlich seines heiligen Lebens, seiner Wunderthaten, seines Leidens, Sterbens und Auferstehens vollbringen konnte, nämlich das Werk der Erlösung, der Versöhnung mit Gott. In ihm, der sich mit Gott in so einzigartiger Weise eins weiß, daß er sagen kann: „Wer mich siehet, siehet den Vater“, ist die versöhnliche Liebe Gottes in Person zu den Menschen gekommen, und zu ihm kommen, an ihn glauben, d. h. in die dargereichte Friedenshand Gottes einschlagen d. h. sich versöhnen lassen mit Gott, d. h. los werden vom Fluch der Sünde und des Todes. Die Menschen zu Gott zu führen, indem er sie zu sich führt, denn niemand kommt zum Vater, denn durch ihn; das durch die Sünde zerstörte Verhältnis zwischen Gott und Menschen wiederherzustellen dadurch, daß er die Werke des Teufels zerstört und sein Leben hingiebt zur Erlösung für viele (Matth. 20, 28; Mark. 10, 45); die βασιλεία τῶν οὐρανῶν auf Erden zu gründen, wo Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, an Stelle der Sünde herrscht und er selbst der König ist, ausgestattet mit aller Gewalt im Himmel und auf Erden und befugt, beim Endgericht am letzten der Tage das letzte Wort zu sprechen, das ewig selig oder ewig unselig macht: das und nichts anderes war sein Lebenswerk, ein Werk, das er nicht als Lehrer, sondern nur als Erlöser, nicht durch Worte, sondern nur durch Thaten vollbringen konnte. Daß das der Hauptinhalt der Evangelien ist — mag man sich nun vernunftmäßig und dogmatisch damit abfinden wie man will — wird niemand leugnen können, der sich unter und nicht wie Tolstoi über diese Urkunde

des Christentums stellt und sich nicht das Recht anmaßt, aus einer historischen Quelle irgend etwas Beliebiges herauszulesen statt dessen, was wirklich darin steht. Und daß mit diesem Hauptinhalt der Evangelien der Gesamtinhalt der übrigen Schriften des Neuen Testaments durchaus harmoniert, wird wiederum niemand leugnen können, der nicht wie Tolstoi einen Paulus mit der durch nichts bewiesenen Behauptung abthut, daß er die Lehre Christi nicht verstanden habe.

Also das Christentum ist nicht irgendwelche Morallehre, sondern es ist Leben, das Leben Jesu Christi selbst, in dessen Person und durch dessen Thaten der Zugang zu Gott wieder aufgeschlossen ist. Oder mit anderen Worten: Die christliche Religion ist Religion und nicht Moral oder doch wenigstens nicht zuerst oder gar ausschließlich Moral. Die Menschen zu Gott in das rechte Verhältnis zu bringen, Kinder Gottes aus ihnen zu machen: das ist's, worauf es Christo ankommt. Daß sie als Kinder Gottes dann auch wie Brüder und Schwestern zu einander stehen, wie Brüder und Schwestern sich lieben müssen, das ist ihm weniger ein Muß, eine Forderung, als vielmehr eine ganz selbstverständliche Folgerung. Das Wort Jesu: „Wem viel vergeben ist, der liebt viel; wem wenig vergeben ist, der liebt wenig“ (Luk. 7, 47), zeigt uns deutlich, wie nach ihm rechte Liebe zu stande kommt: auf dem Wege der Sündenvergebung. Wo Sündenvergebung ist, wo die vergebende Liebe Gottes, die wie sie in Christo kund und offenbar geworden, so auch in ihm allein faßbar und greifbar ist, am Herzen erfahren wird, da ist auch Liebe, Liebe zu Gott zunächst und damit zugleich Liebe zu den Nächsten. Da braucht man nicht erst zu fordern: Du sollst lieben, da heißt's: Ich kann gar nicht anders, die Liebe Christi dringet mich also. Das von der empfangenen und erfahrenen Liebe Gottes übervolle Herz fließt ganz von selbst über und ergießt sich über die, welche dem Menschen die Nächsten sind, über seine Mitmenschen. Hier Tolstois Auslegung jener Schriftstelle aus seiner kurzen Darlegung des Evangeliums: „Wer sich rechtgläubig erachtet, wird keine Werke der Liebe thun; wer sich aber ungläubig erachtet, der wird auch Werke der Liebe thun. Und um Werke der Liebe wird alles verziehen.“ Eine Probe Tolstoi'scher Schriftauslegung und Schriftverwertung oder richtiger gesagt: Schrifteinlegung

und Schriftumwertung! Denn nicht von „rechtgläubig“ und „ungläubig“ ist in dem betreffenden Kontexte die Rede, sondern von einer Sünderin, die es weiß, daß sie eine Sünderin ist, aber auch weiß, daß es auch für sie eine Vergebung giebt und die darum von dankbarer Liebe überfließt; und von einem Pharisäer, der es nicht weiß, daß er ein Sünder ist, der demnach von Sündenvergebung nichts wissen will, ebendeshalb aber auch von Liebe nichts weiß. Und wenn Tolstoi aus seinem Eigenen hinzufügt: „Um Werke der Liebe wird alles verziehen“, so stellt er die Sache damit geradezu auf den Kopf und macht das, was nach Jesu die Ursache der Liebe ist, die Sündenvergebung, zur Folge und das, was nach Jesu die Folge der Sündenvergebung ist, die Liebe, zur Ursache. Und wie hier im Kleinen, so ist das ganze Christentum Tolstois eine direkte Umkehrung des Christentums Christi. Dieses besagt: Komm zu Gott, laß dich mit ihm versöhnen, laß dir von ihm deine Sünden vergeben, laß dich von ihm lieben, werde eins mit ihm — dann wirst du auch mit deinen Mitmenschen eins sein und gar nicht anders können als sie lieben. Tolstoi dagegen lehrt: Geh zu den Menschen, liebe sie, thue ihnen Gutes, werde eins mit ihnen — so kommst du zu Gott und wirst auch mit ihm eins. Das könnte beim ersten Anblick bei aller Verschiedenheit doch im wesentlichen als dasselbe erscheinen, und doch sind es fundamentale Gegensätze, die sich unversöhnlich gegenüberstehen. Nicht nur daß Tolstoi danach ein direktes Kommen zu Gott, ein unmittelbares Verhältnis zu ihm überhaupt nicht kennt, sondern nur ein mittelbares auf dem Umwege über die Menschen, wichtiger noch ist, daß er damit selber die Quelle verschüttet, aus der allein der Mensch die Kraft schöpfen kann, seine natürliche Selbstsucht zu überwinden und zur Liebe willig und fähig zu werden. Liebe entzündet sich nur an Liebe. Christus giebt zuerst und fordert dann. Er giebt zuerst Gottesliebe und fordert dann Nächstenliebe. Tolstoi weiß nichts zu geben, sondern nur zu fordern. Unvermittelt tritt er an den Menschen mit dem eisernen Lebensgesetz: Du sollst lieben! heran, einem Manne gleich, der einem Lichte zuruft: Du sollst leuchten! — aber es unterläßt, das Licht anzuzünden. Noch nie ist ein Licht durch Worte entzündet worden, sondern Feuer entzündet sich nur am Feuer, und noch nie hat das

bloße: du sollst lieben! Liebe erweckt. Liebe verträgt überhaupt schon ihrem Wesen nach kein von außen kommendes Sollen. Sie liebt von selbst, aus innerem Drange heraus oder sie ist keine Liebe. Zwar will Tolstoi vom Sollen auch nichts wissen, sondern sagt selbst: „Christi Lehre schreibt nicht vor, wie man handeln soll, sie zeigt uns die Wahrheit. Das Christentum ist eine höhere Auffassung des Lebens. Sie kann nicht vorgeschrieben, sondern nur freiwillig angenommen werden." Nun gut, aber davon, daß einem Lichte an einem andern gezeigt wird, wie ein Licht brennen soll, fängt es auch noch nicht Feuer. Dazu gehört nun einmal Feuer. Und solch Feuer ist Christus. Er zeigt nicht die Wahrheit, er ist die Wahrheit, und wer aus der Wahrheit ist, der hört seine Stimme und wird davon entzündet und ergriffen wie ein brennbarer Stoff vom brennenden Feuer. Und das Christentum ist nicht nur eine neue höhere Auffassung des Lebens, sondern es ist eine totale Umwandlung des Lebens, eine Wiederanzündung des göttlichen Funkens in der Menschenbrust, die überall da eintritt, wo ein Mensch im Glauben sich dem Einflusse der in unvergleichlichem Maße gottebenbildlichen Persönlichkeit Jesu hingiebt. Was endlich das Kommen zu Gott, das Einswerden mit ihm betrifft, das im Christentum Christi die Hauptsache ausmacht, so verheißt zwar Tolstoi dem, der seinen Weg zu gehen willens ist, auf diesem Wege auch Vereinigung mit Gott; aber diese Vereinigung mit Gott bleibt bei ihm so unbestimmt und nebelhaft, daß seine Verheißung das, was Christus nicht verheißt, sondern von vornherein giebt, auch nicht im entferntesten zu ersetzen vermag.

Diese Tolstoi'sche Umkehrung und Verkehrung des biblischen Christentums wächst aber im wesentlichen aus zwei Wurzeln heraus und zwar aus einem Gottesbegriff und aus einem Sündenbegriff, die beide, mit christlichem Maße gemessen, durchaus ungenügend erscheinen müssen. Gott ist nach Tolstoi der unendliche Ursprung des Lebens, der Grund des Grundes, der letzte Grund alles Seins, die Kraft und Vernunft, durch die auch der Mensch existiert. Diesen Gott nennt er mit Christo Vater und spricht ihm den einen Willen zu, daß die Menschen kein persönliches, sondern ein gemeinsames Leben führen sollen. Mehr weiß er von ihm nicht zu sagen, und dies Wenige scheint ihm noch zu viel zu sein. Hören wir ihn

selbst: „Gott ist für mich dasjenige, wonach ich strebe, und dies Streben nach ihm ist mein Leben. Deshalb existiert er für mich und zwar ausdrücklich als einer, den ich weder begreifen noch nennen kann. Könnte ich ihn begreifen, so würde ich zu ihm gelangen; mein Streben hätte dann kein Ziel mehr und auch das Leben hätte keinen Zweck." Und in anderem Zusammenhange: „Ich kann und möchte mich ihm nähern, darin besteht mein Leben, aber dieses Annähern vermehrt mein Wissen nicht und kann es nicht vermehren. Jede faßliche Vorstellung meines Erkennens z. B., daß er der Schöpfer, daß er barmherzig ist u. s. w., entfernt mich von ihm und hemmt meine Annäherung zu ihm." So Tolstoi. Ich muß gestehen, daß mir diese Worte rätselhaft sind. Denn wenn er einmal sagt, wenn er Gott begreifen könnte, so würde er auch zu ihm gelangen, und dann wieder, jede faßliche Vorstellung von Gott d. h. doch jedes Begreifen Gottes entferne ihn von demselben und hemme seine Annäherung, so scheint mir hier ein unauflöslicher Widerspruch vorzuliegen. Doch das nebenbei. Auch wir nicht Tolstoi'schen Christen wissen sehr wohl, daß alles Erkennen Gottes nur Stückwerk ist, daß unser endlicher Geist zu klein ist, Gottes unendliches Wesen zu fassen, geschweige denn auszuschöpfen, ja daß Gott überhaupt für uns nur soweit erkennbar ist, als er sich selbst zu erkennen giebt und zumal in dem sich zu erkennen gegeben hat, der sich seinen Sohn genannt. Aber andererseits wissen wir auch, daß Gott, soweit er sich zu erkennen gegeben hat, auch erkannt sein will, und daß solche Erkenntnis Gottes, die sich in den Grenzen seiner Selbstoffenbarung hält, weit entfernt, das Streben nach ihm zu hindern, vielmehr die notwendige Vorbedingung dafür ist. Wie kann ich nach etwas streben, was ich nicht kenne? Der Grund dieses krausen Tolstoi'schen Gedankenganges liegt darin, daß er unter Streben nach Gott und Kommen zu Gott etwas ganz anderes versteht, als wenn etwa Christus sagt: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Tolstoi meint immer das Kommen zu Gott, das auf dem gottgewollten Wege der Menschenliebe geschieht, also das Willenseinswerden mit Gott. Dazu genügt, daß man den Willen Gottes weiß und thut; alles andere Wissen von Gott kann dabei nichts helfen, sondern eher schaden, weil es nur verwirrt und das Ziel verrückt. Daß es noch ein anderes Kommen zu Gott,

noch ein anderes Einswerden mit ihm giebt, das Wesenseinswerden mit Gott, das darin besteht, daß der Mensch, nachdem die Scheidewand der Sünde durch Christi Erlösungswerk gefallen ist, ohne ein anderes Dazuthun seinerseits als das der Buße und des Glaubens in ein Kindschaftsverhältnis zu Gott versetzt wird, aus dem dann das Willenseinswerden mit ihm so naturgemäß herausfließt, wie der nachmalige Gehorsam des verlorenen und wiedergefundenen Sohnes aus der unverdienten Wiederannahme von seiten seines Vaters — dafür fehlt Tolstoi leider jedes Verständnis. Und es fehlt ihm in der Hauptsache deshalb, weil ihm die spezifisch christliche Vorstellung Gottes als eines persönlichen Wesens fehlt. Möglich, daß das etwas zu viel gesagt ist. Wenn wir ihn z. B. sagen hören: „Nur Gott allein kann ich wahrhaft lieben d. h. mehr als mich selbst und mehr als alles. Alles, was gut ist, liebe ich nur durch diese Liebe; daraus folgt, daß ich nur durch ihn und in ihm liebe und demnach auch lebe" — wenn man ihn so sprechen hört, so möchte man, da kein Grund vorliegt, ihm nicht zu glauben, gerne annehmen, daß er der Idee eines persönlichen Gottes nicht ganz fern steht. Denn solche Liebe zu Gott, wie sie hier sich ausspricht, ist doch da kaum denkbar, wo Gott nur als höchste Kraft, höchste Vernunft, Urgrund alles Seins und dergl., aber nicht als persönliches Wesen vorgestellt wird. Wie Tolstoi zu solcher Liebe zu Gott gekommen ist, er, der schon die Vorstellung, daß Gott barmherzig ist, als hemmend und von ihm entfernend ablehnt, bleibt freilich im Dunkeln. Zum mindesten muß ihm doch der Vorwurf gemacht werden, daß die Idee eines persönlichen Gottes, wenn er sie überhaupt hat, in seinem Spekulieren jedenfalls so gut wie gar keine Rolle spielt. Dafür ist nichts so bezeichnend als der Umstand, daß Tolstoi für Vorstellungen und Lebensäußerungen, wie sie da natürlich sind, wo zwischen Mensch und Gott ein Verhältnis von Person zu Person besteht, gar keine Sympathie hat. Das Gebet z. B., diese natürlichste Lebensäußerung eines Menschen, der sich als ein rechtes Kind Gottes und Gott als seinen rechten Vater weiß und fühlt, wofür das Gebetsleben Jesu das leuchtende Beispiel abgiebt; das christliche Gottvertrauen, das alles, was das Leben bringt, Freude und Leid, als aus Gottes Hand hinnimmt und in Trübsal den höchsten Trost darin findet, daß ihm das Leid

aus Gottes Vaterhand kommt, die seinem Kinde nichts Böses thun kann: für diese Seite christlicher Religiosität hat Tolstoi wenig oder nichts übrig. Zwar giebt er die Stellen, wo Jesus vom Gebet spricht, in seiner Darlegung des Evangeliums ziemlich getreu wieder; zwar überschreibt er sogar die einzelnen Kapitel dieser Darlegung mit den Bitten des Vaterunsers, allerdings wohl nur deshalb, weil er, der stets auf „Lehre“ Erpichte, auch hier mehr Lehre als Gebet wittert; zwar läßt er in seinen Dichtungen seine handelnden Personen zuweilen, wenn sie sich in höchster Not befinden, beten — aber das ist auch alles. Im übrigen schweigt er, der sonst über alles, was Religion und Christentum betrifft, sich ausführlich verbreitet, über das Gebet sich aus. Ja, wenn wirklich einmal in seinen Erzählungen oder Romanen eine Person auftritt, die nicht nur in Not, sondern auch ohne Not Gott etwas zu sagen weiß, da ist es stets ein Heuchler. Tritt aber zum Gebet gar noch christliches Gottvertrauen hinzu, dann ist in seinen Augen die Heuchelei ganz offenbar und zweifellos. Will Tolstoi einen Heuchler, einen Pietisten — beides ist ihm stets dasselbe — einführen, so legt er ihm Redensarten wie diese: „Gott schickt das Kreuz, aber hilft es auch tragen“, oder: „Man muß Gott für alles danken, auch für das Unglück“ in fast stereotyper Wiederkehr in den Mund. In seinem Roman „Anna Karenina“ stellt er einmal 2 Frauengestalten in der deutlichen Absicht einander gegenüber, um an ihnen zu zeigen, was in seinen Augen Christentum ist. Die eine, Madame Stahl, eine Russin, aber wie ihr Name vermuten läßt, wohl als Deutschrussin aus den Ostseeprovinzen gedacht — wir Deutschen scheinen bei Tolstoi überhaupt im Verdacht eines ungesunden Pietismus zu stehen, wenigstens muß in seiner „Auferstehung“ ein deutscher Geistlicher die traurige Rolle eines süßlich heuchlerischen Salonpastors übernehmen — Madame Stahl also, eine Witwe, die Jahre lang an den Krankenstuhl gefesselt ist, trägt ihr Leiden als von Gott geschickt mit der Geduld und Ergebung, die den Christen auszeichnen, und lebt und webt, zur Unthätigkeit verurteilt wie sie ist, ausschließlich in Gott. Natürlich ist sie eine ausgemachte Heuchlerin, die in frommen Gefühlen schwelgt und mit frommen Worten kokettiert, aber die Lieblosigkeit ihres Herzens hinter alledem nur mühsam verbergen kann. Die andere, Warenka, ihre Pflegerin, ein

junges Mädchen, sucht und findet ihr Lebensglück in Werken der Liebe, in hilfsbereitem Dienen. Wo sie sich aufhält, sammelt sich bald eine Schar von Mühseligen und Beladenen um sie, angezogen von ihrem herzlichen und thatkräftigen Mitleid mit jeder Art von Not. Tolstoi läßt keinen Zweifel darüber, daß er nur in ihr eine Repräsentantin wahren Christentums sieht. Da haben wir Maria und Martha aus dem Evangelium — nur in Tolstoischer Beleuchtung. Nach ihm ist's Maria, die Tadel verdient, weil sie selig ist in unthätigem Hören, Schauen und Glauben, während er der im Dienen aufgehenden Vielgeschäftigkeit der Martha das Lob zuweist, das Jesus der Maria gesagt hat: Sie hat das gute Teil erwählt, das nicht von ihr genommen werden soll. Also auch hier die durchgehends bemerkbare Umkehrung des Christentums Christi! Ob es übrigens ganz zufällig ist, daß gerade diese kleine Episode im Leben Jesu, obwohl sie doch ganz und gar keine Wundergeschichte ist und gewiß auch Lehre, ja tiefsinnige Lehre enthält, dennoch in der kurzen Darlegung des Evangeliuws von Tolstoi fehlt? Ich meinerseits bin überzeugt, daß sie nur deshalb fehlt, weil Tolstoi absolut mit ihr nichts anzufangen wußte. Für alles Ruhen in Gott, obwohl es doch die conditio sine qua non für alles Thun in Gott ist, fehlt ihm schlechterdings das Sensorium. Und es fehlt ihm eben deshalb, weil ihm — man wird ganz von selbst immer wieder zu dieser Annahme gedrängt — der persönliche Gott fehlt, zu dem der Mensch in einem persönlichen Verhältnisse stehen, in dessen Liebe er ruhen kann wie ein Kind im Vaterschoße. Ich überlasse, da Tolstoi sich über diesen Punkt, wenigstens so weit ich weiß und sehe, nicht so deutlich ausspricht, daß man aller Zweifel überhoben wäre, anderen zu entscheiden, was von nachfolgenden Äußerungen aus seinem Munde zu halten ist. Wenn er die Religion definiert als „ein bestimmtes, vom Menschen festgesetztes Verhältnis seiner einzelnen Persönlichkeit zur unendlichen Welt oder ihrem Urheber", werden da nicht — ganz abgesehen von der sonstigen Verkehrtheit dieser Definition — die unendliche Welt und ihr Urheber geradezu identifiziert? Oder wenn er einmal in der „Auferstehung" sagt: „Das fundamentale religiöse Gefühl besteht im Bewußtsein der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen", wird da nicht eine Religion proklamiert, die von Gott völlig absieht, Gott also für

überflüssig erklärt? Oder wenn er, wie wir schon gehört haben, den Tod beschreibt als ein unpersönliches Aufgehen und Zurückkehren in den Ursprung des Lebens, in Gott, hat dies Aufgehen in Gott nicht eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem buddhistischen Eingehen in das Nirwana, in das absolute Nichts?

Zu diesem unzulänglichen Gottesbegriff kommt ein ebenso unzulänglicher Sündenbegriff. Nach Tolstoi giebt es, wie wir aus der Darlegung seiner Lehre wissen, nur eine Sünde, die Selbstsucht. Schon diese Definition der Sünde ist, wenn auch gewiß nicht unchristlich, so doch keineswegs vollchristlich. Wenigstens hat Christus selbst die Sünde tiefer und umfassender als das Nichtglaubenwollen an seine Person charakterisiert (Joh. 16, 9), also als die Verschmähung dessen, was Gott in Christo der Welt umsonst und aus Gnaden anbietet. Tolstoi sieht Gott eben immer nur durch das Medium der Menschen hindurch und nennt darum nur das Sünde, was der Mensch am Menschen sündigt, und das läßt sich in der That am einfachsten auf die eine Wurzel der Selbstsucht zurückführen. Er kennt kein direktes Verhältnis zu Gott und darum auch keine direkt gegen Gott gerichtete Auflehnung und Feindschaft des Menschen, die nach Christo und der Bibel überhaupt das Wesen der Sünde ausmacht. Wichtiger aber noch ist, daß Tolstoi offenbar nichts davon weiß oder wissen will, daß die Sünde, wie schon ihr Name besagt, etwas ist, was von Gott sondert und darum Sühne verlangt. Er hat auf die Frage des erschrockenen Gewissens: Wie werde ich meine Sünde los? nur die Antwort: Vergiß sie, denke nicht zurück an das, was du gefehlt hast, denke nicht vorwärts an die Abrechnung, sondern lebe der Gegenwart und thue Gutes, wo immer du kannst, dann bist du die Sünde los. Ein sehr einfaches Rezept, nur leider ganz und gar nicht probat. Nein, die Sünde will nicht vergessen, sondern sie will vergeben sein; und sie kann nur dann vergessen werden, wenn sie vergeben ist. Zwar meint Tolstoi, wie wir es ihn schon haben aussprechen hören, um Liebe werde eben alles vergeben; aber daß diese Meinung eine durchaus unevangelische und unchristliche ist, bedarf kaum eines Beweises. Das einzige Schriftwort, worauf diese Behauptung mit einem Schein des Rechts sich stützen könnte und das jedenfalls auch zu jenem Tolstoischen Wort den Anstoß gegeben hat, das Wort

1 Petr. 4, 8: Die Liebe deckt auch der Sünden Menge, besagt etwas total Anderes. Man darf es als eine zweifellose exegetische Thatsache bezeichnen, daß hier nicht von den eigenen Sünden des Menschen die Rede ist, sondern von den Sünden anderer, und der Sinn des Wortes demnach der ist: die vergebende Liebe des Christenmenschen deckt auch noch so viele Sünden des Nächsten zu. Daß man durch Liebeswerke die eigenen Sünden zudecken und abbüßen könne, davon weiß nicht bloß dieses Wort nichts, davon weiß die ganze hl. Schrift nichts. Genau genommen kennt Tolstoi überhaupt keine Strafbarkeit der Sünde, wie ihm denn auch alles Gerichts- und Gefängniswesen ein Greuel ist, ersonnen nur zu Nutzen und Frommen des Staates, der selber ein Greuel ist. Sünde ist ihm schließlich nichts anderes als mangelnde Erkenntnis. Nur der sündigt, der den Sinn des Lebens noch nicht erkannt hat. Mangelnde Erkenntnis aber kann nicht zugerechnet werden. Sie ist des Mitleids wert, aber nicht der Strafe. Sie fordert Belehrung und Aufklärung, aber nicht Sühne. Kein Wunder darum, daß nach Tolstoi nur ein Lehrer Christus und kein Erlöser Christus nötig ist. Höchst wunderbar aber ist's, daß dieser große Seelenkenner, der sonst das subtile Räderwerk des menschlichen Herzens und auch den wichtigsten Faktor desselben, die Unruhe des Gewissens, so genau kennt — man denke nur an seine „Auferstehung" —, dennoch dafür so gar kein Verständnis hat, daß diese Unruhe, die durch jede auch die leiseste Übertretung göttlicher Gebote irritiert wird, durch kein selbsteignes Thun des Menschen, auch das beste nicht, sich regulieren läßt, sondern erst dann zur Ruhe kommt, wenn sie in der vergebenden Liebe Gottes Ruhe und Gleichgewicht gefunden hat.

Das sind nach meiner Auffassung die Grundirrtümer des Tolstoischen Christentums. Tolstoi predigt Liebe und predigt sie warm, ernst und eindringlich. Fern sei es darum, ihm das Christentum überhaupt absprechen zu wollen. Er hat das wenn nicht gute, so doch keinem Menschen bestreitbare Recht, von dem Christentum, das er sich selbst zurechtgelegt hat, zu sagen: das ist mein Christentum. Nur das Recht müssen wir ihm entschieden bestreiten, von seinem Christentum zu sagen, wie er es thut: das ist das Christentum Christi. Nein, das ist es nicht. Es ist nur der Nachsatz der wahren Lehre Christi, was Tolstoi predigt, ein Nachsatz, dem der

Vordersatz und damit alles fehlt: Begründung, Kraft, Gewicht. Tolstoi will die Welt mit christlicher Liebe überfluten und verschließt gleichzeitig den Kanal, aus dem allein christliche Liebe sich in die unchristliche Welt ergießen kann, nämlich die Liebe Gottes, die in Christo Jesu und zwar nicht so in seiner Lehre, als vielmehr in seinem Werk und Wesen offenbar geworden ist. Tolstoi fordert Menschenliebe, aber indem er die Menschenliebe, die Liebe nach unten, von ihrer unumgänglichen Voraussetzung, der Gottesliebe, der Liebe von oben, los trennt, sägt er zugleich den Ast ab, auf dem er selber sitzt. Man könnte mir hier einwenden, daß Tolstoi doch selbst zweifellos eine von Liebe durchdrungene Persönlichkeit sei, und daß seine Lehre zumal in Rußland, wenn man den Berichten darüber glauben darf, doch vielen den Anstoß zu einer heilsamen Lebensänderung gegeben habe und noch gebe, und könnte fragen, wie das erklärlich sei, wenn er die Gotteskraft des Evangeliums so wenig erfaßt habe. Darauf kann ich nur antworten, daß Tolstoi selber eben christlicher ist als seine Lehre oder was dasselbe, daß sein Herz christlicher ist als sein Kopf, eine Erscheinung, die ja gar nicht selten ist. Was aber seine heilsamen Erfolge betrifft, so darf man wohl getrost behaupten, daß er sie viel weniger seiner Lehre verdankt als seinem Leben. Hätte er das, was er lehrt, nur geschrieben, so würde er gewiß einer der vielen Propheten geblieben sein, die tauben Ohren predigen. Daß er das, was er lehrt, auch lebt, wenigstens teilweise lebt, das ist's, was Eindruck macht. Leben erweckt wieder Leben. Und gerade hier widerlegt er sich gewissermaßen selbst. Er, welcher der Person Jesu so wenig gerecht wird, müßte eigentlich an sich selbst merken, daß die Person alles ist und die Lehre nur so viel, als persönliches Leben dahinter steht. Ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß gerade das Absonderliche und Wunderliche in seinem Leben die Aufmerksamkeit vornehmlich auf ihn richtet, und möchte auch hier wieder ihn selbst gegen ihn selbst ins Feld führen und zu bedenken geben, ob nicht gerade das zwar nicht absonderliche, wohl aber abgesonderte, mit keinem menschlichen Maße zu messende Wesen Jesu und sein zwar nicht wunderliches, wohl aber wunderbares Leben das ist, was im tiefsten Grunde und am letzten Ende die Bedeutung, Kraft, Einzigartigkeit und Unvergleichlichkeit des Christentums ausmacht.

Wir kommen nun zu der Ausprägung, welche Tolstoi dem christlichen Gebot der Nächstenliebe gegeben hat oder zu den Folgerungen, welche er im Namen Christi aus diesem Gebot zieht. Hier erst betreten wir recht eigentlich Tolstoi'schen Boden. Wo wir bisher zu verweilen genötigt waren, war mehr oder weniger allgemein rationalistischer Boden. Jetzt erst thut sich uns die eigentliche und eigentümliche Gedankenwelt Tolstoi's auf. Aber gerade hier gedenke ich mich so kurz wie möglich zu fassen. Denn einmal hat sich uns durch die prinzipielle Auseinandersetzung mit Tolstoi die Hauptsache schon erledigt, und dann müßte man auch ebenso viele Bücher schreiben, wie er geschrieben hat, wollte man den unzähligen Wunderlichkeiten, Absurditäten, Übertreibungen und Irrtümern der Tolstoi'schen Ethik bis ins Einzelste und Kleinste nachgehen. Zweierlei sei vorausgeschickt, was mehr als alles andere geeignet sein dürfte, auf seine ethischen Forderungen und die Art und Weise, wie er zu ihnen gekommen ist, ein erklärendes Licht zu werfen. Zunächst eine Bemerkung über seine Schriftauslegung. So frei er der Schrift da gegenübersteht, wo sie ihm nicht kongenial ist, so engherzig, ja buchstabenknechtisch ist er da, wo er sich eins mit ihr weiß. Er, der den Buchstabenglauben der Kirche gar nicht genug verurteilen kann, leistet in solchen Fällen an buchstäblicher Schriftauslegung mehr, als je die Kirche in ihrer inspirationswütigsten Zeit geleistet hat. Daß jede Schriftstelle nicht bloß aus sich selbst, sondern immer zugleich aus dem Textzusammenhange, in dem sie steht, und aus dem Gesamtzusammenhange der hl. Schrift erklärt werden müsse — dieser oberste Grundsatz aller Schriftexegese ist für Tolstoi einfach nicht da. Zur Kennzeichnung der Gewaltsamkeit seiner Schriftauslegung sei hier nur an seine berüchtigte „Kreutzersonate" erinnert. Darin wird jede geschlechtliche Gemeinschaft, auch die eheliche, für Sünde erklärt mit keinem andern biblischen Grunde, als dem Worte aus der Bergpredigt Jesu: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Sich darauf versteifend, daß Weib jedes Weib also auch das Eheweib des Mannes bezeichne — obwohl der Textzusammenhang diese Deutung geradezu ausschließt —, kommt er zu der ungeheuerlichen Forderung vollständiger geschlechtlicher Enthaltsamkeit auch in der Ehe. Übrigens scheint diese Anschauung nur ein Augenblickseinfall

gewesen zu sein, von dem Tolstoi selbst wieder zurückgekommen ist. Wenigstens begegnet sie uns sonst in seinen Schriften, so weit meine Kenntnis derselben reicht, nicht wieder. Immerhin bleibt die Kreutzersonate bezeichnend dafür, was die Schrift sich von Tolstoi gefallen lassen muß, wenn es ihm gefällt, irgend etwas Absonderliches als schriftgemäß hinzustellen. So viel von der biblischen Fundamentierung seiner Lehren. Und weiter wird vieles Absurde in der Ethik Tolstoi's uns wenn nicht berechtigt so doch begreiflich scheinen, wenn wir uns immer gegenwärtig halten, daß Tolstoi ein Russe ist und aus russischen Verhältnissen heraus schreibt und urteilt. Kein Wunder, daß in einem Kopfe, der die Welt mit russischen Augen betrachtet, sich diese Welt anders abmalt als in andern Köpfen. In einem so verlotterten und verrotteten Staatswesen wie das russische, wo Korruption, Bestechung, Simonie an der Tagesordnung sind; in einer so verknöcherten und veräußerlichten Kirche wie der orthodoxen russischen mit ihrem geistlosen Formelkram und ihrem ungebildeten Klerus; in einer so ungesunden sozialen Welt wie der russischen, wo die Unterschiede zwischen Arm und Reich, Hoch und Niedrig, Bildung und Unbildung so wenig ausgeglichen und überbrückt sind wie wohl in keinem andern europäischen Lande — in einer solchen Umgebung mußte ein so liebewarmer Mann wie Tolstoi fast mit Naturnotwendigkeit das werden, was er geworden ist: ein ausgesprochener Feind alles Staats-, Kirchen- und Gesellschaftswesens überhaupt.

Und das ist er gründlich. Der Staat besonders gilt ihm als eine Wurzel alles Übels. „Die schrecklichste Räuberbande" — seine eigenen Worte! — „ist nicht so gefährlich, wie die staatliche Organisation. Jeder Räuberhauptmann ist doch mindestens dadurch beschränkt, daß die Mitglieder seiner Bande einen Teil ihrer menschlichen Freiheit bewahren und sich weigern können, Thaten zu vollführen, die ihrem Gewissen zuwider sind. Aber für Menschen, die einen Teil der richtig organisierten Regierung mit disziplinierten Heeren bilden, für solche Menschen giebt es keine Schranken. Es giebt keine so fürchterlichen Verbrechen, die nicht von Menschen begangen werden, welche einen Teil der Regierung und des Heeres bilden und die den Willen dessen vollführen, der zufällig an ihrer Spitze steht." — „Fast alle staatlichen Pflichten, der Eid, die Steuern,

die Gerichte, das Heer sind gegen das Gewissen des Christen. Und gerade auf diesen Pflichten beruht die ganze Macht des Staates und der Regierungen." — „Die Regierungen wissen, daß die Macht nicht in der physischen Kraft, sondern im Gedanken und im klaren Ausdruck desselben besteht; sie fürchten diesen unabhängigen Gedanken mehr als eine Armee und stellen deshalb Zensoren an, bestechen die Zeitungen, bemächtigen sich der Verwaltung, der Religion, der Schulen. Aber die geistige Macht, welche die Welt lenkt, ist unerreichbar und stets frei, sie ist das Wesen des menschlichen Gewissens." — „Der erleuchtete Wille des Menschen ist das einzig Heilige. Der Mensch darf niemand über sich verfügen lassen." — „Diejenigen Völker, die den Regierungen gehorchen, können keine weisen Völker sein, ihr Gehorsam ist schon ein unfehlbares Zeichen der Unvernunft." — Es genügt, solche Sätze aus Tolstoi's Feder lose aneinander zu reihen, um darzuthun, daß er ein prinzipieller Gegner alles und jedes Staats-, Obrigkeits- und Regierungswesens ist. Spräche er das als seine Privatmeinung aus, so wäre nichts dagegen einzuwenden als höchstens dies, daß, was vielleicht hinsichtlich der russischen Staatsform zutreffen mag, darum noch nicht alle Staatsformen trifft. Da er aber wie alles, was er lehrt, so auch dies im Namen des Christentums statuiert, so muß doch gesagt werden, daß er dabei den biblischen Boden ganz und gar unter den Füßen verloren hat und lediglich auf sich selber dasteht. Mag man ganz von Petrus und Paulus absehen und dahingestellt sein lassen, ob ihre Mahnungen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit nur petrinisch und paulinisch oder auch christlich sind; mag man keinen übertriebenen Wert auf die beiden einzigen Worte Jesu legen, die er in direkter Beziehung auf die Obrigkeit gesagt hat: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! und (zu Pilatus): Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben herab gegeben wäre; mag man selbst zugeben, daß der ausschließlich auf das Himmelreich oder Reich Gottes auf Erden gerichtete Blick Jesu ihn über alles weltliche Reichs- und Regierungswesen als etwas Irrelevantes hinwegsehen ließ — das bleibt doch bestehen, daß Jesus die zu seiner Zeit und über sein Volk regierende Obrigkeit stillschweigend als zu Recht bestehend vorausgesetzt, nie und nirgends gegen sie als etwas Ungöttliches polemisiert, vielmehr durch sein eigenes Verhalten

auf seinem Passionswege sie trotz ihrer Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit als zur Gehorsamsforderung berechtigt thatsächlich anerkannt hat. Man sieht, es kommt Tolstoi nicht darauf an, im Namen Christi etwas zu lehren, was er nur in seinem eigenen Namen lehren dürfte. Immerhin wird es interessant sein zu erfahren, auf welchem Wege logischer Folgerung er zu seiner Negation des Existenzrechtes jeglichen Staatswesens kommt. Die Obrigkeit, die Regierung ist Inhaberin der Macht. „Aber Macht haben" — er hat wieder selbst das Wort — „heißt doch Gewalt anthun. Gewalt anthun bedeutet aber etwas thun, was der andere, den man vergewaltigt, nicht will, und was der, welcher Gewalt anthut, sicherlich nicht wünscht, daß man es ihm thäte; folglich heißt herrschen einem Andern etwas anthun, was wir nicht wünschen, daß man es uns anthue d. h. Böses thun. Sich unterordnen bedeutet, der Gewalt das Dulden vorziehen. Das Dulden der Gewalt vorziehen, bedeutet aber gut oder doch weniger schlecht sein, als es der ist, welcher einem Andern das anthut, was er nicht wünscht, daß man es ihm anthue. Es ist daher wahrscheinlicher, daß es nicht die Besseren, sondern im Gegenteil die Schlimmeren waren und noch sind, die über ihre Mitmenschen herrschten und noch herrschen. Es kann unter denen, die beherrscht werden, wohl auch Böse geben, aber daß die Besseren über die Schlechteren herrschen, ist unmöglich. Es sind stets die Schlimmsten, die da herrschen, d. h. vergewaltigen. Die ganze Weltgeschichte bestätigt, daß es immer nur die Schlechteren waren, die sich der Gewalt bemächtigten und ihre besseren Mitmenschen beherrschten." Soweit Tolstoi. Alles sehr logisch, aber alles auf einer falschen Voraussetzung beruhend und darum alles falsch. Die falsche Voraussetzung ist die, daß Macht und Gewalt an sich unsittlich sei. Das ist aber eine ganz willkürliche Annahme. Bestünde sie wirklich zu Recht, dann wäre auch die natürliche Macht der Eltern über ihre Kinder etwas Unsittliches, und die Eltern, die in Ausübung dieser Macht ihre Kinder sehr oft zwingen müssen zu etwas, was diese nicht wollen, und ihnen anthun müssen, was sie selbst gewiß nicht wünschen, daß man es ihnen anthue, wären nach obigem eo ipso schlechter als ihre Kinder, welche nolens volens die Gewalt dulden. Nein, Macht ist an sich etwas sittlich Indifferentes, und erst der Zweck, zu dem die

Macht verwandt wird, macht sie sittlich oder unsittlich. Der oder die Herrscher eines Volkes, welche die ihnen verliehene Macht zum Besten desselben, zum Schutze der Guten, zur Strafe der Bösen, zur Wahrung von Ordnung, Recht und Gerechtigkeit anwenden, sind, obwohl sie gewiß viele vergewaltigen und zwingen müssen zu etwas, was diese nicht wollen, wahrlich nicht die Schlimmsten, sondern die Besten ihres Volkes. Zur Bestätigung dessen dürfen wir die Weltgeschichte mit viel besserem Rechte anrufen als Tolstoi, denn die Weltgeschichte bestätigt schließlich nichts weiter, als daß es zu allen Zeiten gute und schlechte Herrscher und Obrigkeiten gegeben hat, gut oder schlecht, je nach dem ob sie ihre Macht recht gebraucht oder sie gemißbraucht haben.

Die Ursache dieser Tolstoischen Verirrung und Verwirrung liegt auch hier wieder in einer allzu buchstäblichen Anwendung eines einzelnen Schriftwortes, des Wortes Jesu Matth. 7, 12: Alles, das ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten — und seiner negativen Fassung. Dies Wort ist in Tolstois Augen überhaupt die Quintessenz alles Christentums. Das können wir ihm, was die christliche Moral angeht, unbedenklich zugeben, wenn uns nur zugegeben wird, daß das Christentum sich nicht in bloßer Moral erschöpft. Wie dürftig müßte auch die Mission Christi erscheinen, wenn er weiter nichts verkündigt hätte, als was schon Tobias (Tob. 4, 16), Rabbinen und Profanschriftsteller lange vor ihm gewußt haben. Doch wir wollen schon Erledigtes nicht noch einmal erledigen. Jedenfalls ist es gegen den Geist dieses Schriftworts, wenn Tolstoi daraus, wie wir gehört haben, folgert: Zwang leiden will kein Mensch. Darum darf kein Mensch seinem Mitmenschen Zwang anthun. Thut er es dennoch, so thut er etwas Böses, weil er etwas thut, wovon er nicht wünscht, daß es ihm gethan werde. Ja, es giebt doch aber um alles in der Welt auch einen Zwang zum Guten, und wenn der auch böse sein sollte, dann fort nicht bloß mit aller Regierung, sondern auch mit aller Erziehung, allem Unterricht, aller bildenden und bessernden Einwirkung des Menschen auf den Menschen überhaupt! Denn daß das alles nun einmal nicht ohne heilsamen Zwang, sei es physischen oder moralischen abgeht, versteht sich von selbst. Für Tolstoi allerdings versteht sich das garnicht von selbst.

Wie sehr er all und jedem Zwang, gleichviel ob zum Guten oder zum Bösen abhold ist, dürfte am besten durch die Anmerkung illustriert werden, daß er seiner Zeit versucht hat, in Jasnaja Poljana eine Schule zu etablieren, in welcher weder zum Zweck der Disziplin noch zu dem des Unterrichts irgend welcher Zwang zur Anwendung kommen sollte. Von dieser Schule, die jedenfalls einzig in ihrer Art war, erzählt uns einer seiner Verehrer: „In dieser ersten „freien" Schule kamen und gingen die Schüler, wann es ihnen beliebte, sie thaten, was sie wollten, lernten, was ihnen gefiel, ohne Nötigung und Disziplin, außer der, die sie selbst einführten. Keinen Zwang, keine Befehle gab es hier. Die ausschließliche Aufgabe des Lehrers bestand darin, daß er die Aufmerksamkeit der Schüler durch die Art seines Unterrichts fesselte und sie veranlaßte, Ordnung zu halten. In dieser freien Schulrepublik machten die Kinder sehr gute Fortschritte, sie lernten die Schule und das Lernen lieben, weil die Lehrer mit Tolstoi überzeugt waren, daß jeder Zwang schädlich sei und nur beweise, daß die Methode und der Unterricht, die des Zwanges bedürfen, falsch seien." Wenn aber dann derselbe von dieser Schule des weiteren erzählt, daß sie nach drei Jahren eines natürlichen Todes gestorben sei, „weil die Kinder des Dorfes alles gelernt hatten, was sie für nützlich hielten und weil die Zahl der neuen Schüler zu gering war, um für sie die Schule fortbestehen zu lassen", so wird es erlaubt sein, dahinter ein Fragezeichen zu setzen. Denn wenn zeitweise eine Schule für Jasnaja Poljana möglich und nötig war, so ist nicht abzusehen, warum sie das nicht dauernd gewesen sein sollte, da es an jungem Nachwuchs dort ebenso wenig gefehlt haben wird wie irgend wo anders; und selbst wenn dieser Nachwuchs nur gering an Zahl war, so ist wiederum nicht abzusehen, warum er bloß um seiner geringen Zahl willen von den Segnungen einer Schule ausgeschlossen sein sollte, die in den drei Jahren ihres Bestehens so Großes geleistet hatte. Gewiß ist diese Schule eines natürlichen Todes gestorben, aber schwerlich bloß an Mangel von Schülern, sondern in erster Linie an der Unmöglichkeit des Prinzips, auf das sie gegründet war, eines Prinzips, dessen strikte Durchführung nur dann möglich wäre, wenn Lehrer und Schüler nicht Menschen, sondern Engel wären. Und wenn wirklich der Mangel an Schülern

der Hauptgrund war — ob nicht die Schüler vielleicht gerade deshalb mangelten, weil die etwa vorhandenen der Meinung waren, es sei nützlicher oder doch bequemer, nichts zu lernen? Wie dieser Schule, so würde es zweifellos auch den politischen Grundsätzen Tolstois gehen, wollte man sie ins Praktische übersetzen. Alles, was man darauf aufbauen würde — wenn sich auf den Flugsand seiner lediglich negativen Ideen überhaupt etwas Positives, Festes und Greifbares bauen ließe —, würde bald eines natürlichen Todes sterben. Das einzig Wahre und Lebensfähige an seinen Ideen ist die warme Menschenliebe, die sie atmen. Schade, daß dieser gesunde Kern sich in einer so ungesunden Schale verbirgt, die ihn fast ungenießbar macht. Von allem, was Tolstoi über den Staat lehrt, bleibt vom christlichen Standpunkt aus beurteilt nur zweierlei wirklich beherzigenswert, das nämlich, was er über den Eid und den Krieg sagt. Natürlich geht er auch hier über alles gesunde christliche Maß hinaus und verwirft Eid und Krieg bedingungslos und unter allen Umständen. Trotzdem sind in einer Zeit, wo der Eid vor Gericht durch seine geschäftsmäßige Anwendung bei jeder Bagatelle in bedauerlichster Weise entwertet wird, und wo der Hurrahpatriotismus über der Notwendigkeit des Übels, Krieg genannt, das Üble und Unchristliche dieser Notwendigkeit gar zu leicht vergißt, die Tolstoischen Ausführungen über dies Thema außerordentlich lesenswert.

Daß die Kirche bei ihm nicht besser wegkommt als der Staat, wird uns nach allem, was wir schon aus seinem Munde gehört haben, nicht mehr überraschen. Auch hier nur eine Blütenlese seiner wesentlichsten Gedanken über diesen Gegenstand: „Die Kirchen als solche und das Christentum haben außer dem Namen nichts Gemeinsames, sie sind sogar zwei einander gänzlich widerstrebende und feindliche Elemente. Das eine ist Hoffart, Gewalt, Selbstbegründung, Unbeweglichkeit und Tod, das andere ist Demut, Buße, Unterwürfigkeit, Bewegung und Leben." — „Die Kirchen haben nicht nur nie vereinigt, sie waren sogar stets die Hauptursache der Entzweiung unter den Menschen, des gegenseitigen Hasses, der Kriege und Metzeleien, der Inquisition, Bartholomäusnächte u. s. w. Sie dienen niemals als Vermittler zwischen Menschen und Gott, was auch nicht notwendig und von Christus ausdrücklich verboten

ist." — „Die Kirche als solche, jede Kirche, kann nicht umhin, dahin zu streben, den wahren Sinn der Lehre Christi zu verhüllen und ihn durch ihre Lehre zu ersetzen, die zu nichts verpflichtet, die die Möglichkeit des Begreifens der wahren, thätigen Lehre Christi ausschließt und — was die Hauptsache ist — die Existenz von Priestern rechtfertigt, die sich auf Kosten des Volkes ernähren." — „In unserer Zeit kann nur ein gänzlich ungebildeter oder ein für die Lebensfragen, die durch die Religion geheiligt werden, total gleichgiltiger Mensch, im kirchlichen Glauben verharren." — „Ich konnte nicht umhin, die Gesetze der Kirche eines nach dem andern zu verwerfen. Ich that dies gegen meinen Willen, kämpfend und mit dem Wunsche, meine Uneinigkeit mit der Kirche möglichst zu mildern, mich nicht von ihr zu trennen, um mich nicht der tröstlichen Stütze des Glaubens, der Gemeinschaft mit vielen zu berauben. Als ich aber meine Arbeit (das Studium der Evangelien) beendet hatte, sah ich, daß trotz meiner Bemühungen, etwas und sei es auch nur ein Geringes von der kirchlichen Lehre zu erhalten, nichts von ihr übrig geblieben war. Mehr als das: ich hatte mich überzeugt, daß nichts übrig bleiben konnte. Ich überzeugte mich, daß die kirchliche Lehre, ungeachtet sie sich selbst „christlich" nennt, dieselbe Finsternis ist, gegen die Christus kämpfte und die zu bekämpfen er allen seinen Jüngern gebot." — „Die Kirche, eines der Organe der Lehre Christi, hat das Ihrige gethan und ist nun unnütz, zum Hindernis geworden." — Das genügt wohl, Tolstoi's Stellung zur Kirche zu charakterisieren. Ich fühle mich nicht gemüßigt, die griechisch-katholische Kirche, gegen welche als die ihm zunächst stehende seine Vorwürfe auch in erster Linie gerichtet sein dürften, dagegen in Schutz zu nehmen, obwohl ich überzeugt bin, daß auch sie nicht ganz so schlecht ist, wie Tolstoi sie macht. Die evangelische Kirche aber — das darf man getrost behaupten — kennt er überhaupt nicht, oder genauer gesagt, er kennt sie nur aus Büchern und zwar aus kirchenfeindlichen Büchern, denen er gern geglaubt hat, weil sie ihm das sagten, was er hören wollte. Gewiß wird zuzugeben sein, daß die Kirchen obwohl auf göttlicher Einsetzung beruhend dennoch, weil aus Menschen sich zusammensetzend, menschliche Institutionen sind, denen als solchen wie allem Menschlichen viel Schwachheit und Unvollkommenheit anhaftet. Ebenso soll garnicht geleugnet

werden, daß die Kirchen nicht die Kirche, nicht das Reich Gottes sind, welches Christus auf Erden gegründet hat, sondern nur der Vorhof dazu. Dafür sollte aber auch jeder billig Denkende der Kirche zugeben, daß was an Christentum, an christlichen Gedanken und Lebenskräften in der Welt wirksam ist, allein auf ihre Rechnung kommt. Schon die bloße Erwägung, daß Tolstoi die Waffe, mit der er blind und verkehrt genug auf die Kirche losschlägt, die Bibel, eben dieser Kirche verdankt, welche diesen Schatz durch die Jahrhunderte hindurch treu behütet und durch allen Wechsel und Wandel der Zeiten, Menschen und Meinungen unversehrt hindurch gerettet hat, sollte auch ihm die Augen darüber aufthun. Und die weitere Erwägung, daß überall da eine höhere Kultur deutlich zu erkennen ist, wo eine reinere, schriftgemäßere Kirchenform sich Bahn gebrochen hat, sollte und würde auch ihn von der Bedeutung der Kirche als einer Kulturmacht allerersten Ranges überzeugen, wenn er nicht eben ein erbitterter und verbissener Gegner gerade dessen wäre, was wir Kultur zu nennen gewohnt sind. Was endlich die viel geschmähte Kirchenlehre betrifft, so habe ich nicht die Aufgabe, jede Lehre jeder Kirche zu verteidigen. Daß aber die Lehre der evangelischen Kirche hinsichtlich ihrer Schriftgemäßheit einen Vergleich mit der Tolstoischen voll und ganz aushalten kann, glaube ich im Allgemeinen schon nachgewiesen zu haben und wird im Einzelnen weiter nachzuweisen nicht allzu schwer sein. Und schließlich, wenn Tolstoi das Recht zu haben glaubt, aus der Bibel sich irgend eine Lehre herauszulesen und sie als die alleinseligmachende in die Welt hinauszurufen, sollte dasselbe Recht nicht jedem andern, also auch der Kirche zustehen? Tritt nicht auch seine Lehre mit dem Anspruch auf, ein Dogma, eine unumstößliche Wahrheit zu sein? Sollte nicht die Kirche für ihre Lehren das Gleiche in Anspruch nehmen dürfen? Wer Recht, wer die Bibel, wer Gott auf seiner Seite hat, das kann schließlich nur Gott selbst durch die Zeit entscheiden. Nun die christliche Kirche hat bald zwei Jahrtausende zu Zeugen, daß sie trotz aller Verirrung, Schwachheit und Unvollkommenheit im Einzelnen doch im Ganzen eine stetige Führerin der Menschheit zum Wahren und Guten gewesen ist. Ob man nach zwei Jahrtausenden noch etwas von Tolstoi weiß? Im April des Jahres 1899 hat die orthodoxe Kirche Tolstoi mit dem großen

Kirchenbann belegt, der ihn für den Fall seines Ablebens der Totenmesse und anderer kirchlicher Ehren für verlustig erklärt. Diese Notiz ging durch viele Zeitungen, nicht selten mit dem üblichen Hinweis auf die bekannte Intoleranz der Kirche. Wo aber — muß man fragen — ist die größere Intoleranz, auf Seiten einer Kirche, die einem ihrer Glieder, das sich deutlich, bewußt und aus freien Stücken von ihr losgesagt hat, endlich offiziell zu erkennen giebt, daß sie von seinem Austritt Notiz genommen hat — oder auf Seiten Tolstoi's, der seine Kirche der größten nur denkbaren Schlechtigkeit, der Unwahrhaftigkeit, Selbstsucht, Lüge und Heuchelei fort und fort bezichtigt?

Wir kommen zu den sozialen Anschauungen Tolstoi's und werden uns nicht mehr wundern, auch hier überall Ansichten zu begegnen, die den landläufigen schnurstracks zuwider laufen. Unsere ganze Kultur, unsere ganzen gesellschaftlichen Zustände gelten ihm als Verzerrungen dessen, was von Gottes und Rechts wegen sein sollte, Verzerrungen, denen gegenüber er bald mit nihilistischer Gründlichkeit ein „Weg damit, rein ab bis auf den Boden!", bald mit Rousseau'scher Ursprünglichkeit ein „Zurück, zurück zur Natur" predigt. Die Unterschiede zwischen Arm und Reich, Hoch und Niedrig, Bildung und Unbildung, die wir, weil stets vorhanden, auch als gegebene und gottgewollte anzusehen gewohnt sind, als Gegensätze, die wohl ausgeglichen und überbrückt, nie aber ganz aus der Welt geschafft werden können, sind in seinen Augen empörend, menschenunwürdig und unchristlich. Ueber den Wert oder Unwert, welchen er dem Eigentum, dem Gelde, dem Besitze beilegt — um damit zu beginnen —, bin ich mir allerdings nicht ganz klar geworden und ich glaube, daß er sich selbst nicht ganz klar darüber ist oder vielmehr, daß er, der sonst so Ehrliche, in diesem Punkte doch nicht ganz ehrlich gegen sich selbst ist, weil die Befolgung seiner Grundsätze ihm doch zu sehr ins eigene Fleisch und Blut schneiden würde. Nicht um ihn herabzusetzen sei das gesagt, nach meiner Meinung hat er hinsichtlich der Entäußerung seines Besitzes und der persönlichen Bedürfnislosigkeit schon viel mehr gethan, als ein nüchternes Christentum verlangt, sondern nur, um zu zeigen, wohin es führt, wenn man Unmögliches fordert und dann durch die eigene Ohnmacht genötigt wird, die eigenen

Forderungen wieder auf ein mögliches Maß zurückzuschrauben. Hört man ihn sagen, daß er sich das Leben der Jünger Christi als „Bettler, Landstreicher und Knechte aller“ vorstellt; oder daß „das Geld an und für sich ein Übel ist und eine nur unpersönliche Form der Sklaverei darstellt statt der alten persönlichen“; oder „daß das Geld nie zu etwas Gutem notwendig sein kann, daß daraus viel Böses entstehen kann, Gutes aber nie“; oder „daß das Eigentum mit dem Recht es zu schützen und mit der Pflicht des Staates, es zu verbürgen und anzuerkennen, nicht nur keine christliche, sondern eine antichristliche Erfindung sei“ u. s. w., so sollte man meinen, die Konsequenz von alledem werde die sein: Weg mit dem Eigentum, weg mit dem Gelde, mache dich los davon, werde ein Bettler und Landstreicher und du bist ein Christ! So sollte man meinen und ist fast enttäuscht, wenn man im Gegensatz dazu dann Tolstoi Meinungen äußern hört, die im Verhältnis zu seinen übrigen radikalen Forderungen so zahm sind, daß auch das von ihm so viel geschmähte, herkömmliche zahme Christentum sie wenigstens der Hauptsache nach sich getrost aneignen kann und von jeher sich angeeignet hat. Einen Satz wie diesen: „Der an Christi Lehre Glaubende befreit sich von seinem Eigentum nicht durch irgend eine Handlung, nicht durch die Weggabe desselben auf einmal oder nach und nach, denn wenn er das Eigentum für sich nicht anerkennt, kann er es auch nicht für andere gutheißen. Der Christ befreit sich innerlich davon durch das Bewußtsein dessen, daß es kein Eigentum giebt und geben kann, hauptsächlich aber dadurch, daß es weder für ihn selbst noch für andere notwendig ist“ — einen solchen Satz kann und muß im Wesentlichen auch der nicht Tolstoische Christ unterschreiben. Denn das ist gewiß christliche Lehre, daß es im Prinzip gar kein Eigentum giebt, daß der Mensch gar nicht Besitzer seines Besitzes ist, sondern nur Verwalter darüber, Haushalter Gottes mit der Verpflichtung, das Seine im Sinne und Dienste Gottes zu verwenden, daß der Christ sich darum innerlich von seinem Besitz lossagen und haben muß, als hätte er nicht. Hier kommen Tolstoi und der von ihm so wenig gewürdigte Paulus einmal zusammen, welcher Letztere die innere Losgelöstheit vom irdischen Besitz auf die klassische Formel gebracht hat: (Phil. 4, 12. 13) Ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und

hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus — will sagen: Christus giebt mir solche sittliche Kraft, daß ich dem Plus wie dem Minus an materiellem Besitz gleich leidenschaftslos gegenüberstehe und weder durch das eine noch durch das andere sittlich tangiert werde. Nur insofern geht Tolstoi hier über das biblische Maß hinaus, daß er nicht nur bestreitet, daß es überhaupt wirkliches Eigentum giebt, wobei er die Schrift auf seiner Seite hat, sondern auch die Notwendigkeit des Besitzes zum Leben zu bestreiten scheint. Aber das scheint nur so. In Wahrheit bestreitet er nur die Notwendigkeit des Überflusses. Wenn er z. B. sagt: „Der Christ kann sein Eigentum nicht verteilen, er kann nichts Überflüssiges haben", so zeigt das deutlich, daß er unter dem Eigentum, das der Christ nicht verteilen kann, weil er es gar nicht haben darf, nur das überflüssige Eigentum versteht. Aber auch in dieser abgeschwächten Form kann diese Forderung als christlich nicht anerkannt werden. Auch Überfluß kann und darf der Christ nach gesunder christlicher Anschauung haben, vorausgesetzt nur, daß der Überfluß nicht ihn hat, daß er sich nicht zum Sklaven desselben macht, sondern ihm frei und sittlich unverworren gegenübersteht. Gewiß wird er das Letztere nur dann können, wenn er seinen Überfluß so anlegt, daß nicht nur für ihn und die Seinen ein höheres irdisches Wohlbefinden herausspringt, sondern auch im Dienste der Gottes- und Nächstenliebe etwas damit geleistet wird, was vor Gott zu Recht besteht, aber daß das bloße Haben des Überflusses an und für sich schon Sünde sei, wird Tolstoi mit der Bibel in der Hand nicht beweisen können. Wenn es wahr wäre, was er behauptet: „Habe ich Überfluß, so muß ich, bevor ich über die Würdigkeit dessen urteile, mit dem ich teilen soll, mich selbst streng dafür richten, daß ich Überfluß habe; ich muß anerkennen, daß ich sündhaft und schuldig bin", so müßte nicht nur Tolstoi vor sich selbst erröten, denn er gesteht selbst ein, daß er es bis zu dieser Höhe christlicher Vollkommenheit noch nicht gebracht hat; nein, auch Christus müßte vor ihm erröten, denn auch das sogenannte und in gewissem Sinne auch wirklich „arme Leben Jesu" ist doch nicht alles und jedes Überflusses bar gewesen. Ich erinnere nur an die kostbare Narde, die er der Einrede der Jünger zum Trotz,

welche den Erlös dafür den Armen gegeben wissen wollten, für sich in Anspruch nahm; an die gemeinsame Jüngerkasse, welche die Begehrlichkeit eines Judas erwecken konnte; an die Gastmähler der Pharisäer, deren Sünde, wenn Luxus an sich Sünde wäre, er durch seine Teilnahme daran sich schuldig gemacht hätte. Im allgemeinen ist deutlich zu spüren, daß Tolstoi gerade, was seine Forderungen in Betreff des Besitzes angeht, sich offenbar selber Zügel angelegt hat und abgesehen von seiner Verurteilung des Überflusses als solchen doch bei weitem nicht so nihilistisch sich zeigt, wie wir ihn auf anderen Gebieten kennen gelernt haben und wie er es eigentlich seinem innersten Herzensdrange nach, wie einige seiner angeführten Aussprüche beweisen, gern auch in puncto rerum nervi sein möchte. Woher diese merkwürdige Zurückhaltung gerade hier? Nun, es ist leicht zum Staat und zur Kirche zu sagen: Weg mit euch!, solange man nicht zu fürchten braucht, daß damit Ernst gemacht werden könnte und man dann selbst den Beweis antreten müßte, daß es auch ohne Staat und Kirche geht. Viel schwerer ist's, zum Gelde zu sagen: Weg mit dir! Denn der sofortigen Entäußerung des Besitzes und dem sofortigen Versuch zu beweisen, daß es auch ohne Eigentum geht, stünde nichts im Wege. Es ist in der That nur das eigene Unvermögen, was ihn abhält, auch hier die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Und es ehrt ihn und seine Aufrichtigkeit, daß er das auch offen eingesteht und z. B. im Anschluß an jene Stelle, wo er von wahren Jüngern Christi als Bettlern und Landstreichern redet, bekennt: „Wäre ich heilig, so würde ich auch so leben, und ich verzweifle auch jetzt noch nicht, weil dies alles in meiner Macht steht.“ Aber selbst wenn er dies letzte noch fertig brächte, was hätte es für einen Zweck? Viel Nachfolger würde er gewiß nicht finden, und die er fände, könnte man nur bedauern, denn sie würden die Welt als Bettler und Landstreicher wahrlich nicht christlicher machen, als sie es jetzt ist, und selber nicht christlicher sein, als sie es ohne das sein können.

Ebenso ablehnend wie den materiellen Gütern steht Tolstoi auch den ideellen Werten der Bildung, Kunst und Wissenschaft gegenüber. „Bildung“ — so urteilt er — „das sind Formen und Kenntnisse, die den Menschen von andern unterscheiden sollen; ihr Zweck ist derselbe, wie derjenige der Sauberkeit — sich abzuscheiden

vom Haufen der Armen, damit die Hungernden und Frierenden es nicht sehen sollen, wie wir feiern. Aber es ist unmöglich, sich zu verstecken: sie sehen es doch." Höhere Bildungsstätten gelten ihm deshalb nicht bloß für überflüssig, sondern geradezu für schädlich. „Die Kenntnisse, die die Kinder erwerben oder nicht erwerben, sind nebensächlich und keineswegs maßgebend. Wozu die Kinder befähigt sind, das werden sie lernen, auch wenn ihnen höhere Bildungsstätten unzugänglich sind. Das, was man unter Bildung versteht, enthält mehr als zur Hälfte Böses und Trügerisches; daher ist es um so besser für ein Kind, je weiter es von solcher Bildung, wie sie in allen unsern Lehranstalten erteilt wird, fern bleibt." Im Grunde giebt es für ihn nur eine Wissenschaft und eine Kunst, die Wissenschaft, „die da lehrt, wie man leben soll, um möglichst wenig Böses und möglichst viel Gutes zu thun", und die Kunst, „die da lehrt, das Böse zu vermeiden und mit der geringsten Anstrengung das Gute zu erzeugen. Das, was in unserer Gesellschaft Wissenschaft und Kunst genannt wird, ist nur eine ungeheuer große Seifenblase, ein Aberglaube, in den wir gewöhnlich verfallen, sobald wir uns von anderem Aberglauben befreien." Besonders macht er Wissenschaft und Kunst das zum Vorwurf, daß sie nicht allgemein verständlich sind, daß sich ihr Wirkungskreis nur auf etliche wenige Auserwählte erstreckt, während die große Masse nichts davon hat. Mit dieser Unterschätzung geistiger Thätigkeit überhaupt hängt bei Tolstoi aufs engste zusammen eine Überschätzung körperlicher Thätigkeit. Wir haben schon eingangs erwähnt, wie gering er seine eigene geistige, dichterische und wissenschaftliche Thätigkeit einschätzt und jede Arbeit, die sich mit der Hand verrichten läßt, als direkt nützlich hoch darüber stellt. In der That gilt ihm die Handarbeit nicht bloß für seine eigene Person, sondern überhaupt für alle Menschen als die notwendigste, nützlichste und befriedigendste zugleich. „Die Handarbeit", sagt er, „ist eine Pflicht und ein Glück für alle Menschen. Die Thätigkeiten des Verstandes und der Einbildungskraft bilden Pflichten und sind ein Glück nur für diejenigen, die dazu berufen sind. Dieser Beruf wird nur durch Opfer erkannt und bewiesen. Ein Mensch, der seine Pflicht erfüllt — der sein Leben durch Handarbeit erhält — und der trotzdem seine Mußestunden und einen Teil seiner Nachtruhe durch

Arbeiten des Verstandes und der Einbildungskraft ausfüllt, beweist dadurch seinen Beruf für diese Arbeiten und wird daher in diesem Gebiet Nützliches für andere leisten. Der jedoch, welcher sich der allgemeinnützlichen Pflicht entzieht und unter dem Vorwande, daß er einen besonderen inneren Drang zur Wissenschaft und zur Kunst in sich fühlt, das Leben eines Müßiggängers führt, kann nur Afterwissenschaft und Afterkunst erzeugen." Mit andern Worten: Rein geistige Thätigkeit ist eo ipso Müßiggang. Jeder Mensch hat sich seinen Lebensunterhalt durch Handarbeit zu verschaffen. Nur wenn er daneben noch geistig thätig zu sein sich gedrungen und befähigt fühlt, hat er zu solcher Thätigkeit ein Recht und einen Beruf. Das sind Tolstoi's Grundanschauungen über Bildung, Wissenschaft und Kunst. Ich darf wohl sagen: Ein Sack voll Irrtümer mit einem Körnchen Wahrheit darin! Gewiß giebt es eine Bildung, die schlimmer ist wie gar keine Bildung, eine bloße Anhäufung von Kenntnissen, die den Kopf füllt, aber das Herz leer läßt. Aber wahre Bildung, die nicht nur den Kopf klärt, den geistigen Horizont erweitert und Vorurteile zerstreut, sondern auch das Gemüt befruchtet und den Willen zum Guten belebt — und nur das wird ein Christ Bildung nennen —, sollte doch auch der Christ Tolstoi schon aus Rücksicht auf seine eigene Bildung nicht verachten. Ein ungebildeter Tolstoi z. B. wäre doch gar nicht in der Lage gewesen, der Welt das alles zu sagen, was der Gebildete ihr gesagt hat und wovon doch nach seiner eigenen Meinung das Heil der Welt abhängt. Gewiß giebt es auch eine Afterwissenschaft, die mit Seciermesser, Lupe, Fernrohr, Röntgenstrahlen und anderen Instrumenten hantiert, und weil sie mit alledem die Imponderabilien der menschlichen Seele und göttlicher Dinge nicht zu erfassen und zu ergründen vermag, das alles dreist hinwegleugnet, überall nur Materie, Kraft und Stoff wittert und so vor Bäumen den Wald nicht sieht. Aber deshalb alle Wissenschaft als Seifenblase, als hohles Nichts hinstellen, wie Tolstoi es thut, d. h. nicht nur dem natürlichen Forschungstrieb des Menschen seine Berechtigung absprechen, d. h. auch alle Errungenschaften des menschlichen Geistes sowohl auf dem Gebiete der Welt- und Daseinserklärung als auf dem der Nutzbarmachung der Naturkräfte als wertlos verurteilen. Und dazu hat der Christ ebensowenig ein Recht und eine

Veranlassung, wie sonst ein vernünftiger Mensch. Gewiß giebt es auch eine Afterkunst, die aus dem Schmutze geboren nur dazu taugt, die Phantasie zu vergiften und das Tier im Menschen zu stacheln. Aber es giebt doch — Gott sei Dank! — auch noch wahre Kunst, die über die Misere des Daseins in eine schönere Welt der Harmonie und Poesie hinaushebt und die Seele erquickt und veredelt. An die befreiende und erhebende Macht solcher Kunst zu glauben, ist trotz Tolstoi kein Aberglaube, sondern der tröstliche Glaube aller derer, welche die Welt der Phantasie, zu der die Kunst die Thüre aufschließt, für keine verbotene Welt halten mit einem den Einlaß wehrenden Cherub davor, sondern für einen Rest des verlorenen Paradieses, den Gottes Gnade dem Menschen zum Trost und zur Erquickung für seine irdische Wallfahrt durch Dornen und Disteln übrig gelassen hat. Freilich, daß Wissenschaft und Kunst nur da ein Echo finden, wo ein gewisses Maß von Vorbildung ihnen die Wege geebnet hat, und deshalb ihr Einfluß ein begrenzter ist, wird niemand leugnen. Doch ist das keineswegs in dem Maße der Fall, wie Tolstoi anzunehmen scheint. Denn nicht allein die praktischen Resultate der forschenden Wissenschaft, die Erfindungen und die Dienstbarmachung der Naturkräfte überhaupt kommen nicht nur Einzelnen, sondern der Gesamtheit zu gute — nein auch die großen Ideen der großen Denker und Dichter durchdringen mit verborgener, aber unwiderstehlicher Sauerteigskraft ganze Generationen und Völker. Natürlich wird das umsomehr der Fall sein, je höher der Gesamtbildungsstand eines Volkes ist, aber gerade daraus erhellt die hohe Bedeutung der von Tolstoi so gering geschätzten Volksbildung. Was endlich die von ihm jedem Menschen zur Pflicht gemachte Handarbeit betrifft, so weiß er für diese Ansicht keinen andern vernünftigen Grund anzuführen als den, daß durch Handarbeit etwas unmittelbar Nützliches geleistet wird, während geistige Thätigkeit nur mittelbar durch Einwirkung auf einen andern Geist heilsame Resultate zu erzielen vermag. Daß dieser Grund aber stichhaltig sei, wird niemand behaupten können. Mag die Handarbeit immerhin bezüglich ihrer Wirkung die größere Unmittelbarkeit voraus haben, der geistigen Arbeit eignet dafür ein unbegrenzter Wirkungskreis. Was die Hand Gutes thut, das reicht nur so weit, wie die Hand reicht, das kommt immer

nur Wenigen zu gute. Was der Geist sinnt, forscht, entdeckt, lehrt, dichtet, predigt, schreibt, das gleicht Samenkörnern, die der Wind in alle Welt hinausträgt und die überall, wo sie empfänglichen Boden finden, eine neue Vegetation hervorrufen. Gewiß, wenn es Unkrautsame ist, so ist diese weittragende Wirkung doppelt gefährlich. Aber geistiges Thun muß doch nicht böse sein. Und wenn es das nicht ist, so braucht es sich wahrlich vor dem Thun der Hand nicht zu verstecken. Der Tolstoische Gedanke vollends, daß die geistige Thätigkeit ihre Berechtigung dadurch zu erweisen habe, daß sie neben der körperlichen Thätigkeit geschieht in den Mußestunden, welche diese jener übrig läßt, ist einfach absurd. Warum soll denn, wenn nicht jeder unbedingt zu geistiger Arbeit berufen ist, jeder unbedingt zu körperlicher Arbeit berufen sein? Weil Gott jedem Hände gegeben hat? Ja, Gott hat doch auch jedem einen Kopf gegeben. Auch diese wunderliche Überschätzung der Handarbeit hängt wie fast alles bei Tolstoi mit seiner Überspannung des Gebots der Nächstenliebe zusammen. Dieses besagt, daß der Mensch nicht sich dienen lassen, sondern andern dienen soll. Folglich, sagt Tolstoi, darf er sich seine Stiefel nicht von andern machen lassen, sondern muß sie sich selber machen. Folglich darf er nicht andere mit dem Pflügen seines Ackers beauftragen, sondern muß vielmehr andern ihren Acker pflügen helfen u. s. w. Tolstoi sollte doch einmal den Schuster, der die nächste Anwartschaft darauf hätte, ihm die Stiefel zu liefern, darüber befragen, was jener von dem Liebesdienst halte, den er — Tolstoi — ihm dadurch erweise, daß er ihm die Arbeit abnehme und sich seine Stiefel selber mache. Der würde ihm gewiß mit seinem gesunden natürlichen Menschenverstande, den Tolstoi höher schätzt als alle Bildung, und den er selbst doch so oft verleugnet, zur Antwort geben, daß ihm mit diesem Liebesdienst gar nicht gedient sei, ihm vielmehr viel größere Liebe geschähe, wenn die Stiefel bei ihm bestellt und ihm dadurch Arbeit und Verdienst zugewendet würden. Und ob die Bauern, wenn Tolstoi sich bei ihnen zum Pflügen einstellt, über diesen Liebesbeweis sonderlich erfreut sind, dürfte auch noch zweifelhaft sein. In seinem Roman „Anna Karenina“ erzählt er wenigstens selbst, daß die Bauern zu den ländlichen Handarbeiten des Fürsten Lewin, des Tolstoischen Ebenbildes, nur verständnislos die Köpfe geschüttelt hätten. Seine

eigenen Bauern werden es schwerlich anders machen. Ja, wenn sie richtige Tolstoianer wären, die von ihrem Herrn schon etwas gelernt hätten, so würden sie vielleicht sogar sagen: „Wie kommst du dazu, Väterchen, uns dienen zu wollen und uns dadurch ins Unrecht zu setzen? Du hast uns doch selbst gelehrt, daß man sich nicht dienen lassen soll.“ Genug und übergenug! Nein, auch sich dienen zu lassen, kann Liebe sein, größere Liebe sogar, als sich selbst zu bedienen und anderen in verkehrter Weise zu dienen. Dann nämlich, wenn ich andere mit ihren Fähigkeiten mir dienen lasse, um meine Fähigkeiten desto ungehinderter und ungeteilter in den Dienst anderer stellen zu können. Besser, als meine Arbeitskraft mit allerlei Thätigkeiten zu zersplittern, von denen ich nichts verstehe, mit denen deshalb weder mir noch andern wirklich gedient ist, besser, vernünftiger und christlicher zugleich ist's, meine Arbeitskraft ungeteilt auf das Eine zu konzentrieren, wozu ich nach Anlage, Erziehung und Ausbildung berufen bin, und in diesem Berufe meinen Mitmenschen mit ganzem Eifer dienstbar zu sein.

Tolstoi's Stellung zu der Frage, die heute die brennendste ist, zur sozialen Frage, muß noch kurz berührt werden. Zwar ergiebt sich aus dem bisher Gesagten alles Wesentliche schon von selbst. Es wird uns kaum mehr verwundern, ihn hier so ziemlich auf demselben Standpunkte stehen zu finden, auf dem die Sozialdemokraten und ähnliche Weltverbesserer stehen. Optimist, was die Menschen angeht, die nur den Sinn des Lebens zu erkennen brauchen, um vollkommen gut zu sein, ist er krasser Pessimist in Bezug auf die bestehenden Verhältnisse. Die sind in seinen Augen so durch und durch verdorben, widersinnig und unchristlich, daß daran überhaupt nichts zu verbessern ist. Die einzig mögliche Verbesserung ist vollständiger Abbruch alles Bestehenden. „Unsere ganze Lebenseinrichtung“ — er hat selbst das Wort — „ist eine solche, daß jedes persönliche Glück des einen durch Leiden des andern erkauft werden muß. Der ganze komplizierte Mechanismus unserer Organisation, der die Gewaltthätigkeit zum Zweck hat, zeugt, wie sehr diese Gewaltthätigkeit der menschlichen Natur widerstrebt. Kein Richter würde sich entschließen, denjenigen selbst zu erdrosseln, den er von Rechts wegen verurteilt; kein Vorgesetzter würde den Bauern

seiner weinenden Familie entreißen, um ihn selbst ins Gefängnis zu sperren; kein General oder Soldat würde ohne die Disziplin, ohne den Eid und den Krieg Hunderte von angeblichen Feinden töten und ihre Dörfer zerstören, sich auch nur entschließen, einen einzigen Menschen zu verwunden. Alles dies geschieht nur, weil wir diese komplizierte Gesellschafts- und Staatsmaschine haben, deren Aufgabe es ist, die Verantwortlichkeit der zu vollführenden Missethaten derart zu zersplittern, daß eigentlich niemand die Widersinnigkeit dieser Handlungen empfindet." Diese Gesellschaftsmaschine ist auch Schuld daran, „daß die Menschen in zwei Kasten geteilt sind, von denen die eine aus den Arbeitenden, Unterdrückten, Bedürftigen und Leidenden, und die andere aus den Nichtsthuern, Bedrückern, Schwelgenden und Genießenden besteht; daß die große Mehrheit der Menschen, die arbeitenden Volksmassen durch beständige, ihr ganzes Leben ausfüllende, sinnlose, keinen Ausblick in eine lichte Zukunft gewährende Arbeiten und Entbehrungen leiden und in Not und Finsternis umkommen, um den Lüsten einer Minderheit zu dienen, die sie in der Knechtschaft festhält." Auch die unsinnigen Standesunterschiede hat die bestehende komplizierte und verkehrte Lebenseinrichtung auf dem Gewissen. „Die durch Titel, besondere Kleidung und äußere Abzeichen erkennbaren, seit Jahrhunderten eingeführten und allgemein anerkannten konventionellen gesellschaftlichen Standesunterschiede flößen dem Menschen eine solche Ehrfurcht ein, daß z. B. ein geistig ganz gesunder Mann in reifen Jahren dadurch, daß man ihm einen Orden giebt, ihn mit einem lächerlichen Rock bekleidet, ihm einen Schlüssel am Hintern befestigt, ihm ein breites blaues Band — das allenfalls ein junges, kokettes Mädchen kleiden würde — quer über die Brust hängt und dem man dann sagt, er sei nun General, Kammerherr, Ritter des Sankt Andreasordens, oder mit dem man irgend eine andere Dummheit vornimmt — plötzlich stolz, hochmütig und glückselig wird" u. s. w. u. s. w. Eine Karrikatur unserer gesellschaftlichen Zustände, der man schwerlich Ähnlichkeitszüge und Wahrheitsmomente absprechen kann — aber doch nur eine Karrikatur! Vor allem: Wie konnten solche bösen Zustände entstehen, wenn die Menschen von Natur gut sind? Haben die Menschen sich diese Lebensformen nicht selbst geschaffen? Und würden sie, angenommen,

daß diese Formen sich mit einem Schlage zerschlagen ließen, sich nicht sofort wieder ähnliche Formen schaffen? Ein Übel kann man doch nur dadurch heilen, daß man den Ursachen des Übels zu Leibe geht. Steckt die Ursache aller sozialen Misere nicht am letzten Ende im Menschenherzen? Und ist's nicht thöricht, gegen die Misere der sozialen Zustände zu wettern, und vor der Misere des Menschenherzens, dieser innerlichen, die alle äußern zur Folge hat, die Augen zuzudrücken? Nun kann man freilich nicht sagen, daß Tolstoi für den wunden Punkt im Menschenherzen gar kein Auge hätte. Er ist ja in seiner Weise bemüht, ihn durch die Verkündigung des Lebensgesetzes der Liebe zu heilen, ein, wie ich überzeugt bin, allerdings vergebliches Bemühen. Aber daß die Wurzel alles Übels im Menschen selbst steckt, das ist eine Erkenntnis, von der er doch noch recht weit entfernt ist. Er sucht echt sozialdemokratisch diese Wurzel vielmehr draußen, als drinnen. Der Dieb, die Dirne, jeder Verbrecher gilt ihm ohne weiteres als ein Opfer der falschen Organisation unserer Gesellschaft. Und echt sozialdemokratisch ist auch seine ungerechte Parteinahme. Der Bauer, der ein Verbrechen begangen hat und nun seiner Familie entrissen und ins Gefängnis gesperrt wird, ist eo ipso der Bedauernswerte; der Staat, der um solcher Leute willen Richter besolden und Gefängnisse bauen und unterhalten muß, eo ipso der Gewaltthätige. „Der Fabrikant ist" — ganz selbstverständlich — „ein Mann, dessen Einkünfte aus dem von seinen Arbeitern erpreßten Lohn bestehen und dessen ganze Thätigkeit auf erzwungener, unnatürlicher, ganze Generationen ruinierender Arbeit basiert ist"; der Arbeiter ist ebenso selbstverständlich der Ausgebeutete und Geknechtete. Mit solchen ungerechten Urteilen wird Tolstoi schwerlich etwas bessern. Sicherlich sind unsere sozialen Verhältnisse in vieler Hinsicht dringend besserungsbedürftig; aber Tolstoi zum Trotz halten wir daran fest, daß sie auch besserungsfähig sind. Sicherlich kann und soll auch von außen daran gebessert werden, was sich bessern läßt; aber Tolstoi zum Trotz müssen wir behaupten, daß die wahre gründliche Besserung von innen heraus geschehen muß. Die Menschen müssen besser werden, dann werden auch die Zustände und Zeiten besser werden. Niemals umgekehrt.

Wer Tolstoi soweit kennen gelernt hat, wird nun sagen:

„Aber das ist ja der reinste Nihilist, Sozialist, Kommunist und Anarchist.“ Gewiß ist er das alles, und er leugnet es selbst nicht im mindesten. Und doch ist er's nicht. Eins unterscheidet ihn grundsätzlich von Leuten der genannten Art. Diese wollen mehr oder weniger mit Gewalt eine Änderung der bestehenden Verhältnisse herbeiführen. *) Tolstoi lehnt jede Gewalt als unchristlich ab. Schon oben, wo vom Staate die Rede war, haben wir ihn sagen hören, daß Gewalt an sich unsittlich ist. Damit nimmt er's durchaus ernst. Er hat sich eine eigene Lehre vom „Nichtwiderstreben“ zurechtgelegt, wonach jedes Bekämpfen der Gewalt mit Gewalt als dem Geiste Christi zuwiderlaufend sich ihm von selbst verbietet. Diese Lehre vom Nichtwiderstreben, der er es nebenbei gesagt wohl auch verdankt, daß der russische Staat ihn toleriert und noch nicht nach Sibirien verschickt hat, nimmt in seiner Ethik einen so breiten Raum ein, daß wir ihr notwendig noch ein paar Worte widmen müssen. Wie wichtig ihm dies Gebot ist, mag er uns selber sagen: „Das Gebot vom Nichtwiderstreben dem Bösen zieht sich durch das ganze Evangelium hindurch und ohne dies Gebot zerfällt, wenigstens für mich, die ganze Lehre des Evangeliums. Das ganze Leben Christi und seine Thaten sind Vorbilder für die Anwendung dieses Gebots. Dringet doch nur in die Lehre des Evangeliums ein und ihr werdet erkennen, daß das kurze Gebot: Widerstrebe dem Bösen nicht durch Böses, erwidere das Böse nicht — ich sage nicht die Hauptsache, aber doch das Schlußglied der ganzen Lehre ist. Dieses Gebot haben alle pseudochristlichen Lehren sorgfältig umgangen und umgehen es noch.“ Wieder einer jener ungerechtfertigten Vorwürfe, mit denen er dem herkömmlichen Christentum gegenüber so freigebig ist. Mir wenigstens ist keine christliche Ethik, die auf diesen Namen Anspruch erhebt, bekannt, in der die Lehre Christi, das Böse nicht mit Bösem zu überwinden, umgangen würde. Allerdings wird keine besonnene christliche Ethik so weit gehen, wie Tolstoi, nämlich, daß sie jede Gewalt, auch die auf das Gute, auf die Verhinderung des Bösen gerichtete Gewalt für unchristlich erklärte und vom Christen forderte, daß er das Böse ohne den leisesten Versuch der Verhinderung einfach mit verschränkten Armen geschehen lassen müsse.

*) Das ist kein Beweis gegen Tolstoi's „Anarchismus“; Proudhon und andere Anarchisten verwerfen auch die Gewalt. W.

Und das fordert Tolstoi allen Ernstes: „Man wird mir", sagt er, „auf meine Lehre vom Nichtwiderstreben vielleicht erwidern: Da muß doch gewiß irgend was nicht richtig, in der Begründung ein Fehler sein, den ich ausfindig machen und nachweisen muß; denn die Lehre Christi, die Lehre der Liebe zum Nächsten, kann doch unmöglich fordern, daß man das Böse, was in der Welt geschieht, mit verschränkten Armen geschehen lassen soll. Man sagt mir: Du, ein Greis, der am Ende seines Lebens steht, hast gut reden und versichern, daß man dem Bösen nicht widerstreben solle; dir geht es gut, du bist satt und zufrieden, hast alles, was du begehrst, und dein Leben geht zur Neige. Aber in meiner Brust glüht noch die Liebe für das Gute und für die Wahrheit und der Haß gegen das Böse und gegen die Lüge. Diese Liebe und diesen Haß kann ich nicht unterdrücken, jeder Schritt meines Lebens ist ein Kampf gegen das Böse. Das Gefühl, welches sich auf diese Weise äußert, ist ein gutes — aber es ist das nämliche Gefühl, das Petrus bewog, dem Knecht das Ohr abzuhauen." Also das Gefühl, dem Bösen zu widerstreben, ist ein gutes Gefühl, das gesteht Tolstoi selbst ein. Nun wohl, dann kann aber ein Thun und Eingreifen, zu dem dies gute Gefühl unabweislich drängt, unmöglich böse sein, vorausgesetzt, daß es sich nicht im Mittel vergreift und wie Petrus Böses mit Bösem überwinden will. Hätte Petrus statt zum Schwerte, das in seiner Hand nur Böses ausrichten konnte, etwa zu der moralischen Gewalt des Wortes gegriffen und durch Vorstellungen, Mahnungen und Warnungen der Gefangennahme seines Herrn sich widersetzt; ja hätte er selbst physische Gewalt, wenn sich ihm solche zufällig dargeboten hätte, aber ohne Blutvergießen zur Befreiung seines Meisters in Anwendung gebracht — gewiß der Herr würde ihm auch dann gewehrt haben, weil sein Leiden ein göttliches Muß war, dem er sich nicht entziehen konnte und wollte, aber gestraft, getadelt hätte er ihn deswegen sicherlich nicht. Ich kann nur wiederholen, was ich schon früher gesagt habe, daß Gewalt, die zu gutem Zwecke angewendet wird und dabei guter Mittel sich bedient, unmöglich böse sein kann. Christus und die Bibel lehren auch durchaus nicht, daß man dem Bösen überhaupt nicht widerstreben soll, wie Tolstoi annimmt, sondern sie lehren nur, daß man dem Bösen nicht Böses entgegenstellen soll. Dem Bösen

Gutes entgegenzusetzen — und auch physische Gewalt, die z. B. einen Dieb an der Ausführung seines Diebstahls verhindert, ohne ihm jedoch dabei Schaden an Leib und Leben zuzufügen, ist etwas Gutes — dem Bösen Gutes entgegenzusetzen, ist nicht bloß das Recht, sondern geradezu die Pflicht jedes Christenmenschen. Wenn Tolstoi sich seinerseits auf die bekannten Worte Jesu vom Backenstreich und Rock und Mantel beruft, so ist dagegen zu erinnern, daß man solche Worte, deren ganze Prägung schon zeigt, daß sie ihren Ursprung einer besonderen Stunde und Stimmung verdanken, nicht ohne weiteres verallgemeinern darf. Und weiter sollte doch nicht vergessen werden, daß derselbe Christus, der diese Worte gesprochen hat, selber mit der Geißel in der Hand der Entweihung des Tempels sehr energisch widerstrebt und der Heuchelei und Bosheit der Pharisäer überall die geistige Gewalt harter, schonungsloser Worte entgegengesetzt hat. Oder ist das kein Widerstreben, das mit Worten geschieht? Ist nicht geistige Gewalt viel mächtiger und weiter reichend als physische Gewalt? Und ist nicht, wenn Gewalt an sich wirklich böse sein sollte, auch die Geltendmachung geistiger und moralischer Überlegenheit gegenüber dem Bösen etwas Böses? Kurz, ist nicht das ganze erbitterte Widerstreben Tolstoi's gegen unsere heutigen, ihm so böse erscheinenden Lebensverhältnisse, wie es in seinen Schriften zum Ausdruck kommt, eine Satyre auf seine eigene Lehre vom Nichtwiderstreben?

Zum Schluß noch eine kleine Nachlese. Hinsichtlich des Geschlechtslebens gilt Tolstoi die Keuschheit als christliches Ideal, doch mit der Einschränkung, daß für diejenigen, welche dieses Ideal nicht sehen oder sehen wollen, der nichtkeusche Weg der Ehe als ein Weg gelten darf, auf dem sie sich dem Ideale der Keuschheit wenigstens annähern. Diese Einschränkung aber, bemerkt er ausdrücklich, machen wir Menschen. „Christus hat auf nichts anderes hingewiesen und konnte auf nichts anderes hinweisen als auf die Keuschheit." Dem gegenüber sei hier nur ganz kurz konstatiert, daß Christus und ebenso Paulus (Matth. 19. 1. Cor. 7, 7) die Keuschheit nicht als Ideal sondern als eine Gabe bezeichnet haben, welche ihrem Inhaber zwar manche Vorteile im Reiche Gottes sichert, aber ihm keineswegs einen sittlichen Vorrang vor denen vindiziert, welchen diese Gabe nicht verliehen ist. Daß Christus durchaus nicht bloß auf

die Keuschheit hingewiesen hat, beweist allein schon seine Anführung des 6. Gebots in der Bergpredigt. Indem er dieses Gebot als ein zu Recht bestehendes auslegte, hat er zugleich das Institut der Ehe als ein gottgeordnetes und gottgewolltes anerkannt. Widersinnig überhaupt, etwas als Ideal aufzustellen und dann, wie Tolstoi es thut, zu sagen, daß dies Ideal aber nicht von allen gesehen wird und gesehen zu werden braucht. Ein sittliches Ideal ist entweder für alle da oder es ist keins. Keuschheit im Sinne von Ehelosigkeit ist aber durchaus kein sittliches Ideal, wohl aber ist Keuschheit im Sinne von Herzensreinheit das sittliche Ideal für alle, für die Verehelichten ebenso wie für die Ehelosen.

Auch das sei noch erwähnt, daß Tolstoi auch Vegetarianer ist und in dem Büchlein „Die erste Sprosse" die Enthaltung von Fleischspeise geradezu als den Anfang zu christlicher Vollkommenheit bezeichnet. Natürlich auch das, wie alles, im Namen des Christentums, obwohl Christus selbst Fleisch gegessen hat. Man denke an das Osterlamm.

Damit glaube ich der Hauptsache nach alles gesagt zu haben, was sich über Tolstoi'sches Christentum sagen läßt, ohne gerade Bücher darüber zu schreiben. Natürlich hat man ihn oft gefragt: Befolgst du nun auch selber alles das, was du lehrst und predigst? Darauf antwortet er offen und ehrlich: Nein. Ja, er klagt jämmerlich, daß er auf dem Wege, den er als recht erkannt, nur wie ein Trunkener dahin taumle und bald nach rechts bald nach links abweiche, und bittet himmelhoch, sich doch nach seinen Worten und nicht nach seinen Thaten zu richten. Da muß denn bei aller Sympathie, welche diese Offenheit einflößt, doch wohl gesagt werden, daß man von einem Manne, der mit der Unfehlbarkeit eines Papstes auftritt, der die normale Schriftauslegung gepachtet hat, mit der Sicherheit eines Propheten, der sich bewußt ist, Gott hinter sich zu haben, mit der selbstbewußten Kritik eines Weltverbesserers, in dessen Auge nichts Gnade findet, als was die Marke seines eigenen Kopfes trägt, daß man von einem solchen Manne allerdings etwas mehr erwartet und zu erwarten berechtigt ist. Im russischen Bauernkittel herumgehen, wenn man ebenso gut einen andern Rock anziehen könnte; Stiefel flicken und den Pflug hantieren, wenn's einem gerade Vergnügen macht; einen Teil seines Vermögens weggeben,

wenn der übrige mehr als zureichend ist, ein behaglich bürgerliches Leben zu führen und ein gastliches Haus zu machen, in dem die Besucher aus aller Herren Ländern nie aufhören — nun ja, das ist etwas, aber viel ist's nicht. Jeder Pseudochrist, wie Tolstoi die Christen, die nicht auf seinem Standpunkte stehen, zu nennen beliebt, könnte ihm dies ohne sonderliche Entsagung und Selbstverleugnung nachthun. Ja, ich wage zu behaupten, daß mancher schlichte Christ der herkömmlichen minderwertigen Art, mancher Pastor mit schmalem Gehalt und kinderreicher Familie — nach Tolstoi ein Schmarotzer am Leibe des Volkes — im Verhältnisse vielleicht zehnmal mehr wirkliche Liebesopfer bringt, als der russische Graf — und das ohne Bauernröcke zu tragen und den Bauern ins Handwerk zu pfuschen, ohne daß die Welt etwas davon erfährt, *) ohne daß er sich bewußt wäre, daß das so bethätigte Christentum irgend etwas Besonderes sei.

Und doch soll dieses etwas bittere, aber — wie ich glaube — durchaus gerechtfertigte Urteil nicht unser letztes Wort über Tolstoi sein. Nein, ganz gewiß, man kann viel von ihm lernen. Man kann das Eine von ihm lernen, es mit dem Gebote der Nächstenliebe ernster zu nehmen. Nicht zwar in dem Sinne, daß man mit Tolstoi dies Gebot noch schwerer macht als es schon ist; es ist für die natürliche Selbstsucht schon an und für sich schwer genug, und ein zu hoch gespanntes Ideal zerbricht wie ein überspannter Bogen und ist dann zu nichts nütze — wohl aber in dem Sinne, daß man allen Versuchen der jedem Menschen innewohnenden Ichsucht, sich dies Gebot leichter zu machen als es ist, energisch wehrt. Und daß Tolstoi sowohl lehrend wie lebend dies redliche Bestreben hat, wird man ihm immerhin zugeben müssen. Wenn das alle seine Verehrer von ihm lernten, und zu diesen zähle auch ich mich trotz allem und allem wegen seines liebewarmen Herzens und seiner dichterischen Kunst und Kraft — wenn alle seine Verehrer das von ihm lernten, dann stünde zu hoffen, daß der Schaden, den er durch seine verworrenen Ideen in manchem Kopfe anrichten mag, durch den Gewinn, den empfängliche Herzen aus seiner Liebespredigt ziehen werden, einigermaßen wieder ausgeglichen wird. Ebendeshalb

*) Gerade die Eitelkeit ist ein wichtiger Zug in Tolstoi's Charakterbild. W.

komme ich zum Schlusse noch einmal auf den Anfang zurück und reiche dem Dichter Tolstoi entschieden die Palme vor dem Moralisten Tolstoi. Denn gerade in seinen Dichtungen treten seine überschraubten ethischen Forderungen weniger nackt und schroff zu Tage, während seine Menschenliebe, verstärkt und verklärt durch seine dichterische Kunst, ihn hier Töne anschlagen läßt, die jedes Menschenherz rühren müssen. Seine moralphilosophischen Schriften sind Bücher zum Kopfschütteln; seine Erzählungen, Novellen und Romane großenteils Bücher zum Besserwerden. —

